

1.1 Intimchirurgie – Ein Überblick

Grundsätzlich handelt es sich bei Intimchirurgie um medizinisch nicht indizierte, chirurgische und/oder minimalinvasive, kosmetische bzw. ästhetisch-funktionale Eingriffe an den (organisch gesunden) Genitalien von Cis-Gendern, die der ‚Korrektur‘ oder (subjektiv wahrgenommenen) ‚Optimierung‘ des Körpers dienen. Nicht darunter fallen sogenannte ‚geschlechtsvereindeutigende‘, ‚geschlechtszuordnende‘ oder ‚geschlechtsanpassende‘ Operationen bei intersexuellen oder transsexuellen Menschen sowie krankheitsbedingte, präventive oder kurative Behandlungen.

Die ersten Assoziationen zu Intimchirurgie sind meist Penisvergrößerungen – ein Phänomen, das wohl vor allem aus dem Spamfilter des Email-Postfachs und aufgrund der breiten Angebotspalette von (digitalen und analogen) Sexshops bekannt ist. In der Tat gibt es auch verschiedene medizinisch-kosmetische Eingriffe zur Korrektur und insbesondere zur (optischen) Vergrößerung, Verbreiterung und Verlängerung des männlichen Penis, doch sind diese Eingriffe in Fachkreisen deutlich umstritten. Während die Deutsche Gesellschaft für Intimchirurgie und Genitalästhetik e.V. (DGIntim) und die Gesellschaft für ästhetische und rekonstruktive Intimchirurgie e.V. (GAERID; vgl. ausführlicher Kapitel 2.1. und 2.3.2) zunehmend auch männliche Intimchirurgie in den Blick nehmen, äußern sich Plastische Chirurgen generell eher kritisch zu dieser Art von ‚Schönheitschirurgie‘. Hauptkritikpunkt ist dabei, dass die meisten Eingriffe an Penis und Hoden rein ästhetisch seien und dementsprechend keinerlei funktionalen Nutzen hätten. So weist 2011 der damalige Präsident der Deutschen Gesellschaft der Plastischen, Re-

konstruktiven und Ästhetischen Chirurgen (DGPRÄC), Peter Vogt, in einer Pressemitteilung unter dem Titel „Der Schnitt im Schritt: Plastische und Ästhetische Chirurgen hinterfragen Trend“ auf die möglichen Komplikationen und die „unkritische Berichterstattung“ der Medien hin (dgpräc/pm2011).⁶ In dieser Auseinandersetzung spiegelt sich exemplarisch das grundsätzliche Geschlechterverhältnis im Kontext der Plastischen und Ästhetischen Chirurgie⁷ wider. Waren die frühen Patienten der Plastischen Chirurgie noch überwiegend Männer, richten sich die Verfahren ab den 1920er-Jahren vorwiegend an Frauen (vgl. Gilman 1999, 2005; Haiken 1997). So sehr die Zahlen zu konkreten chirurgischen Eingriffen auch schwanken, als so eindeutig und stabil erweist sich seitdem über den Zeitverlauf und quer durch alle Statistiken das Geschlechterverhältnis bei der Inanspruchnahme Ästhetisch-Plastischer Chirurgie: Eingriffe werden zu mindestens 80 Prozent an Frauen durchgeführt (vgl. dgäpc/magazin2015; dgpräc/pm2013; gäcd/pm2010; isaps/stat2011-2015). Trotz der Versuche, den männlichen Körper (erneut) für den Markt chirurgischer Optimierung – sowie überhaupt zur medizinischen Bearbeitung – zu erschließen, gelingt dies kaum. Das liegt mitunter darin begründet, dass Medizin und Gesundheit eine stark vergeschlechtlichte Tradition haben (vgl. Kapitel 3.1), Männer entsprechend – so das statistisch begründete Stereotyp – seltener zum Arzt gehen und überhaupt von (biopolitischen) Medikalisierungsprozessen weniger betroffen sind (vgl. Scheele 2010). Für Frauen hingegen ist die medizinische Bearbeitung des Körpers zwischen Antibabypille, Gebärmutterhalskrebs-Vorsorge und medikalisierter Schwangerschaft mehr oder weniger ‚Normalität‘. Entsprechend fügt sich auch die Ästhetisch-Plastische Chirurgie in die zahlreichen medizinischen und pharmazeutischen Angebote zur Körperkorrektur, -optimierung und -pflege ein.

Dieser Aspekt wird nun von Ästhetischen Chirurginen dezidiert aufgegriffen. So bewirbt beispielsweise der Intimchirurg Stefan Gress die weibliche Vaginalstraffung als sinnvollere Alternative zur Penisvergrößerung. Schließlich lassen sich Gress zufolge „anatomische Veränderungen bei der Frau chirurgisch in der

6 Die Kürzel des empirischen Materials meiner Arbeit sind stets zweigeteilt. Der erste Teil bezeichnet die Website der DGPRÄC, der zweite Teil die Unterseite zur Pressemitteilung von 2011. Für Informationen zur Benennungspraxis vgl. Kapitel 1.3.3, für einen Überblick über die Kürzel vgl. Abkürzungsverzeichnis, für den exakten Link vgl. Empirieverzeichnis.

7 Ich schreibe Ästhetisch/Plastisch/Rekonstruktiv in Kombination mit Chirurgie oder Chirurgin konsequent groß, um kenntlich zu machen, dass es sich um institutionelle Felder und stehende Begriffe handelt. In Kombination mit anderen Wörtern wie Eingriffe, Operationen etc. verwende ich die übliche Kleinschreibung. Zur Institutionalisierung Plastischer und Ästhetischer Chirurgie in Deutschland vgl. Kapitel 2.1.

Regel wesentlich effektiver korrigieren und dem Partner anpassen, als dies umgekehrt der Fall ist“ (pc/vv). Denn die Größe der Vagina könne „fast beliebig, z.B. durch eine Vaginalstraffung (Vaginalverengung), verändert werden“ (ebd.; vgl. ausführlicher Kapitel 3.3.2).

Die Bearbeitung der weiblichen Genitalien wird hier als heteronormativ-funktionales Äquivalent zur Penischirurgie entworfen und zielt entsprechend darauf ab, Vulva und Vagina auf die ein oder andere Weise zu verkleinern. Zwar handelt es sich dabei per definitionem um plastisch-*ästhetische* Eingriffe, doch werden diese innerhalb der Plastischen und Ästhetischen Chirurgie zunehmend normalisiert und als *ästhetisch-funktional* plausibilisiert – was nicht zuletzt daran liegt, dass ein Teil der Eingriffe gerade nicht mehr unter die Definition von Ästhetischer Chirurgie als „Harmonisierung der *äußeren* Erscheinung“ (dgpräc/äc) fällt, wie ein Blick auf die breite Angebotspalette der Intimchirurgie zeigt. Darunter fallen in erster Linie die folgenden ästhetisch-funktionalen Eingriffe:

- Fettabsaugung am Venushügel
- Unterspritzung und Straffung der äußeren Labien mit Hyaluronsäure oder Eigenfett
- chirurgische Verkleinerung oder Formveränderung sowohl der inneren als auch der äußeren Labien
- chirurgische Verkleinerung oder Formveränderung der Klitorisvorhaut
- Repositionierung, d.h. Verlagerung der Klitorisspitze in Richtung Vaginaleingang
- Vaginalverengung mittels Laser(skalpell) und/oder Gewebeentnahme
- Vaginalverengung durch Injektion von Eigenfett in die Vaginalwand
- Unterspritzung des G-Punkt-Gewebes mit Hyaluronsäure oder Eigenfett
- Hymenrekonstruktion, d.h. das künstliche Herstellen eines ‚Jungfernhäutchens‘

Den häufigsten Eingriff stellt die Verkleinerung der inneren Labien dar (vgl. Crouch et al. 2011; dgpräc/pm2013, dgpräc/pm2014; isaps/stat2015), die unter anderem in Verbindung mit der Verkleinerung der Klitorisvorhaut und/oder einer Repositionierung der Klitorisspitze vorgenommen werden kann. Doch insgesamt ist nicht nachvollziehbar, wie viele intimchirurgische Eingriffe de facto pro Jahr durchgeführt werden, da es weder umfassende noch verbandsunabhängige Erhebungen gibt. Zudem schwanken die selbst erhobenen Zahlen der Fachgesellschaften und Vereinigungen Ästhetischer und Plastischer Chirurginnen massiv von Jahr zu Jahr und auch von Statistik zu Statistik.

Eine Studie der DGPRÄC gibt für das Jahr 2011 in Deutschland 350 Eingriffe an der Vagina, 520 „Hymen-Rekonstruktionen“ und 5440 „Schamlippenkorrektu-

ren“ an (dgpräc/pm2013). Die DGPRÄC nimmt diese Zahlen als Beleg dafür, dass intimchirurgische Eingriffe „in der Mitte der Gesellschaft angekommen sind“ (ebd.). Nicht extra ausgewiesen (oder möglicherweise nicht erhoben) wurden dabei Korrekturen am Schamhügel, an der Klitorisspitze und G-Punkt-Unterspritzungen.

Für den gleichen Zeitraum vermeldet die International Society of Aesthetic Plastic Surgeons (ISAPS) in Deutschland allerdings nur 2132 Eingriffe der „Vaginal Rejuvenation“, was Labienkorrekturen mit einschließt (isaps/stat2011). In den Folgejahren steigen dann auch die Zahlen der ISAPS an, auf 9711 intimchirurgische Eingriffe im Jahr 2013 – diesmal konkretisiert als „Vaginal Rejuvenation, Labiaplasty“ (isaps/stat2013). Doch bereits 2014 scheinen die Zahlen rückgängig zu sein und sinken auf 6199 – nun subsumiert unter dem Begriff der „Labiaplasty“ (isaps/stat2014). 2015 werden die Eingriffe dann getrennt ausgewiesen als „Labiaplasty“ mit 5296 Eingriffen und „Vaginal Rejuvenation“ mit 639 Eingriffen (isaps/stat2015).⁸

Da DGPRÄC und ISAPS jeweils Fachärztinnen für Plastische und Ästhetische Chirurgie befragen und entsprechend ihre Stichproben derselben Grundgesamtheit entnehmen, ist es auffällig, dass die Hochrechnungen für denselben Zeitraum so deutlich voneinander abweichen. Gleichzeitig sind die Aussagen bereits in der Festlegung der Grundgesamtheit höchst fraglich, schließlich werden intimchirurgische Eingriffe auch von Gynäkologinnen oder Dermatologinnen durchgeführt (vgl. Kapitel 2.1).

Kaum erforscht sind bisher demografische Daten von Patientinnen, Gründe für die Inanspruchnahme von Intimchirurgie sowie Risikoeinschätzungen, Komplikationsraten, Langzeitfolgen, Erfolg oder Zufriedenheit mit und physische wie psychische Verbesserung durch diese Operationen, was in einer Stellungnahme der Deutschen Gesellschaft für Gynäkologie und Geburtshilfe (DGGG) unter anderem von Intimchirurginnen selbst kritisch angemerkt wird (vgl. dggg/pm2009).

Warum dann also diese Zahlenspiele, wenn sie letztendlich doch unzuverlässig sind? Sie machen deutlich, dass der Bereich nicht annähernd zuverlässig erforscht ist. Dennoch – oder deswegen? – nehmen die Angebote für Intimchirurgie stetig zu, gründen sich Fachgesellschaften und ergänzen Ästhetisch-Plastische Chirurginnen ebenso wie Gynäkologinnen oder auch Dermatologinnen ihr Leistungsspektrum zunehmend um Eingriffe im weiblichen Genitalbereich. Und so

8 Beinahe interessanter sind die statistischen Zahlen zu Penisvergrößerungen: 2011 noch nicht erfasst, liegen sie 2013 in Deutschland laut ISAPS bei 2786 Eingriffen und sinken 2014 plötzlich auf 154 (isaps/stat2011-2013). 2015 steigt die Zahl dann leicht auf 319 Eingriffe an (isaps/stat2015).

entstehen auch ständig neue Websites, die Intimchirurgie anbieten, bewerben und erläutern. Doch bevor ich mich diesen in Kapitel 1.3 zuwende, werde ich zunächst den sozialwissenschaftlichen Forschungsstand skizzieren.

1.2 Stupid Girls?! – Zur sozialwissenschaftlichen Debatte über Ästhetisch-Plastische Chirurgie

„I don't wanna be a stupid girl“⁹, verkündet die Popsängerin Pink 2006, während sie im dazugehörigen Video auf dem Operationstisch eines ‚Schönheitschirurgen‘ liegt – ihr nackter Oberkörper symbolisch versehen mit jenen Markierungen, die die bevorstehenden, ästhetisch-plastischen Schnitte eines chirurgischen Eingriffs ankündigen. Liedtext und Musikvideo nehmen dabei kritisch in den Blick, wie Frauen auf ihr Aussehen reduziert werden, und formulieren so einen normativen Aufruf an Frauen, kein *stupid girl* zu sein und sich den (sexistischen) Anrufungen zu widersetzen.

Was für Pink die „stupid girls“, sind den Sozialwissenschaften die „cultural dopes“ (Garfinkel 1967, S. 68ff.; Davis 1995, S. 12; Davis 2003). Denn auch in der sozialwissenschaftlichen Debatte über Ästhetisch-Plastische Chirurgie wird diskutiert, ob Frauen, die kosmetische Eingriffe in Anspruch nehmen, rationale Entscheidungen treffen oder sich lediglich herrschenden Schönheitsidealen unterwerfen. Um diese Aushandlungen und den Stand der Forschung zu Ästhetisch-Plastischer (Intim-)Chirurgie in den Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften soll es im Folgenden gehen.

Kosmetische Chirurgie als Ausdruck patriarchaler Strukturen

Wie in Kapitel 1.1 bereits angesprochen, richten sich die Verfahren Ästhetischer Chirurgie heute überwiegend an Frauen und werden international auch überwiegend von Frauen in Anspruch genommen. Vor diesem Hintergrund entspinnt sich vor allem im anglophonen Sprachraum eine umfangreiche sozialwissenschaftlich-feministische Debatte über jene Praktiken.¹⁰ Victoria Pitts-Taylor zufolge begin-

9 Für Song und Video vgl. www.youtube.com/watch?v=BR4yQFZK9YM.

10 Für zwei umfangreichere Besprechungen der englischsprachigen Debatte, die – wenn gleich mit je unterschiedlichem Fokus – einer ähnlichen Argumentation folgen vgl. Jones (2008, S. 22–26) und Pitts-Taylor (2007, S. 73–99). Für eine Zusammenstellung der zentralen Texte dieser Debatte vgl. Heyes und Jones (2009a).

nen sich etwa ab den 1970er-Jahren feministische Wissenschaftlerinnen mit der Frage nach der psychischen Viktimisierung von Frauen durch Ästhetisch-Plastische Chirurgie zu beschäftigen (vgl. Pitts-Taylor 2007, S. 74). Kosmetische Chirurgie wird – überwiegend aus einer Makroperspektive – zum Gegenstand der feministischen Kritik am (technologischen) „beauty imperative“ (Morgan 1991, S. 41) in einer männerdominierten, rassistischen, altersdiskriminierenden, heterosexistischen, antisemitischen, ableistischen und klassistischen Kultur (vgl. ebd., S. 38). In Anlehnung an Michel Foucaults Analyse der disziplinierten, gelehrigen Körper in „Überwachen und Strafen“ (1977) und seine Ausführungen über die Pathologisierung des Frauenkörpers in „Der Wille zum Wissen“ (1983) wird die Bedeutung des chirurgischen männlichen Blicks als Teil eines machtvollen Zusammenspiels von Wissensstrukturen und Disziplinierungen beschrieben, infolgedessen Frauen zur permanenten Selbstbeobachtung und -überwachung angeleitet werden (vgl. Balsamo 1996; Bartky 1997; Morgan 1991). Damit werden Frauen und insbesondere Patientinnen Ästhetischer Chirurgie zu hilfsbedürftigen Subjekten eines medikalisierten Diskurses erklärt (vgl. Spitzack 1988; zur Bedeutung und Rezeption Foucaults in der feministischen Debatte über Cosmetic Surgery vgl. Fraser 2003a; Gagné und McGaughey 2002).

Wenngleich diese Position individuelle Gründe und Plausibilisierungen für die Inanspruchnahme Ästhetisch-Plastischer Chirurgie in den Blick nimmt, liegt der Fokus – so Meredith Jones zusammenfassend – dennoch auf der Kritik an kosmetischen Eingriffen als grundsätzlich kommerziell, riskant und erniedrigend (vgl. Jones 2008, S. 21). Frauen werden dabei als Opfer einer gefährlichen Interdependenz von repressivem Schönheitskult und einer patriarchalen, pathologisierenden Medizin beschrieben (vgl. ebd.; siehe auch Bartky 1997; Bordo 1993, 1997, 2009; Gagné und McGaughey 2002; Negrin 2002; vgl. Kapitel 3.1). Aus dieser Perspektive verarbeitet Kosmetische Chirurgie die Körper von Frauen zu „man-made women“ (Wolf 1991, S. 220). Frauenkörper gelten als Arenen der somatischen Verhandlung und Einschreibung männlicher Schöpfungsfantasien (vgl. Davis 2003; Ensel 1994; Jones 2008, 2009; Morgan 1991; Spitzack 1988) und des „male gaze“ (vgl. Gagné und McGaughey 2002), vermittelt in direkten Interaktionen ebenso wie über (massen-)mediale Inszenierungen, Schönheitsmythen und den kulturellen Rahmen einer marktorientierten Konsumenten- und Celebrity-Kultur (vgl. Blum 2003; kritisch: Pitts-Taylor 2007).

Die Deutungsmacht über den weiblichen Körper wird hier ausschließlich als männlich oder abstrakt patriarchal gelesen, wobei häufig dem männlichen Chirurgen eine problematische und übermächtige Position zugeordnet wird (vgl. Blum 2003; Spitzack 1988). Die Entscheidung einer Frau für kosmetische Eingriffe, ja kosmetische Praktiken generell, wird dabei als Resultat eines ‚falschen Bewusst-

seins‘ (vgl. Gagné und McGaughey 2002) oder als erzwungene Freiwilligkeit zur Selbstunterwerfung (vgl. Morgan 1991, S. 38ff.) gedeutet – bisweilen im Vergleich zu selbstverletzendem Verhalten (vgl. Blum 2003, S. 287) und/oder der Beschneidung weiblicher Genitalien (vgl. Morgan 1991, S. 32).¹¹

Doch obwohl in beinahe allen Forschungsbeiträgen die Vorstellung eines unbearbeiteten, ‚natürlichen‘ weiblichen Körpers als ‚richtigem‘ aufscheint, wird eine strikte Verweigerung gegenüber kosmetischen Eingriffen durchgängig als unwahrscheinlich und utopisch diskutiert (vgl. Blum 2003; Morgan 1991; Wolf 1991) und vereinzelt über subversive Aneignungspraktiken nachgedacht (vgl. Balsamo 1996; Morgan 1991; kritisch: Negrin 2002).

Kosmetische Chirurgie als *agency*

Den wohl bekanntesten und meist rezipierten Gegenentwurf zu diesen deterministischen feministischen Positionen formuliert Kathy Davis (1991, 1995, 2003). Dabei weist sie ebenfalls dezidiert auf den kulturellen, sozialen und politischen Kontext der Inanspruchnahme Ästhetisch-Plastischer Chirurgie hin und kritisiert die Eingriffe selbst als pathologisierend, gefährlich, erniedrigend und unterdrückend (vgl. Davis 2003, S. 66; Davis 1995, S. 27f.). Zugleich beschreibt sie ihre Arbeit als ein Balancieren auf „Messers Schneide“ (Davis 1995, S. 5) und als Anliegen, eine ausgewogene Position zwischen Mikro- und Makroperspektive einzunehmen, die es – trotz aller Kritik des kulturellen Rahmens – erlauben soll, Patientinnen Kosmetischer Chirurgie ernst zu nehmen und nicht als „cultural dopes“ zu verurteilen (vgl. Davis in Bezug auf Garfinkel 2003, S. 74). Auf der Grundlage von narrativen Interviews mit Patientinnen Ästhetisch-Plastischer Chirurgie in den Niederlanden zeichnet Davis nach, dass die Inanspruchnahme jener Praktiken Resultat rationaler Entscheidungsprozesse ist (vgl. Jones 2008, S. 23), die unter anderem in Aushandlung mit Familienangehörigen, Freundinnen und/oder Ärztinnen stattfinden. Die Entscheidung für eine Operation stehe dabei meist am Ende langer „Trajectories of Suffering“ (Davis 1995, S. 97), wobei die Hauptmotivation nicht der Wunsch nach Schönheit sei, sondern der Wunsch, endlich gewöhnlich, normal oder „just like everyone else“ zu sein (ebd., S. 161; vgl. auch Gilman 1999; Villa

11 Morgan reflektiert zwar in einer Fußnote die eurozentrische Perspektive auf „Female Genital Mutilation“ (1991, S. 49 FN 14), verwendet das Beispiel jedoch ausdrücklich in Zusammenhang mit einer Reihe (auch dezidiert europäischer) Praktiken verletzender, ja verstümmelnder „technical knives“ (ebd., S. 32) und nutzt es entsprechend als drastisches Argumentationsmuster. Für eine Analyse des Deutungsmusters ‚Genitalverstümmelung‘ im Diskurs über Intimchirurgie vgl. Kapitel 3.4.

2008b; vgl. Kapitel 2.1). Ein Aspekt, der auch in den Plausibilisierungsstrategien von Intimchirurgie-Websites eine zentrale Rolle spielt (vgl. Kapitel 3.3).

Davis entwirft Kosmetische Chirurgie als Möglichkeit für Patientinnen, ihre Leidens-Verlaufskurven zu durchbrechen und so das Verhältnis zum eigenen Körper und zum eigenen Selbst neu zu verhandeln (vgl. Davis 2003, S. 79f.; für ähnliche Ergebnisse Adams 2010; Gimlin 2000). Den Chirurginnen räumt Davis dabei eine durchaus ambivalente Position zwischen Beratung und Verunsicherung ein, so wie sie Kosmetische Chirurgie überhaupt als komplexe Situation – als Dilemma gleichsam – zwischen Problem und Lösung, Unterwerfung und Befreiung der Frau charakterisiert (vgl. Davis 1995, S. 67).

Davis Analysen lösten scharfe Kritik aus. Insbesondere Susan Bordo moniert, Davis reproduziere mit ihrer Analyse schlicht Talkshow-Mantras und betreibe rhetorisches Cheerleading für einen geradezu magisch verstandenen Begriff der *agency* (vgl. Bordo 2009, S. 24). Diese Kritik weist Davis in einer Replik entschieden von sich und merkt an, dass Handlungsmacht grundsätzlich nicht ohne Struktur denk- und analysierbar sei (vgl. Davis 2003, S. 12). In der Frage nach den Möglichkeiten und Bedingungen von *agency* und Selbstbestimmung „zwischen Determination und Freiheitsgraden“ (Keller et al. 2012, S. 15) scheint also stets die alte sozialwissenschaftliche Verhandlung des Verhältnisses von Mikro- und Makroebene, von Individuum und Gesellschaft, von Handlungsmacht und Struktur¹² auf – eng verwoben mit der Frage danach, wie sich dieses Verhältnis theoretisch greifen und empirisch beobachten lässt.¹³ Was sich in der vielzitierten Auseinandersetzung zwischen Davis und Bordo verdichtet zeigt, ist entsprechend nicht nur – wie es beispielsweise Jones (2008, S. 22ff.) beschreibt – eine Aushandlung feministischer Positionen, sondern gleichermaßen das Aufeinanderprallen verschiedener disziplinärer, methodischer und theoretischer Perspektiven.

12 Für einen Überblick über das Verhältnis von Struktur, Subjekt, Handlung und Körper vgl. Reckwitz 2008; Villa 2006.

13 Kathy Davis weist selbst in ihrer Replik auf Bordo darauf hin, dass es sich hier unter anderem um theoretische Differenzen bzw. ein Missverständnis aufgrund des unterschiedlichen disziplinären Backgrounds handle (vgl. Davis 2009, S. 40). Eng damit verwoben – auch dies deutet Davis bereits 1995 als „trap [...] of ‚going native‘“ (Davis 1995, S. 164) an – ist die Frage nach dem Umgang mit narrativen Interviewdaten, wie sie in den qualitativen Sozialwissenschaften diskutiert wird: Können narrative Interviews Aufschluss über ‚authentische‘ und innere Beweggründe geben, oder sind sie als Daten eher empirischer Hinweis auf die „Durchdringung von Subjektpositionierungen durch hegemoniale Sprach- und Bedeutungsregime“ (Tuidar 2007, 79)?

Jenseits von Handlung und Struktur

Im Anschluss an jene Debatte zwischen Davis und Bordo formieren sich Positionen zu Kosmetischer Chirurgie, die sich – meist aus diskursanalytischer Perspektive – als Zusammendenken von Struktur und Handlungsmacht oder auch als „beyond the structure-agency debate“ (Pitts-Taylor 2007, S. 73) verstehen. Sie wenden sich ab von der komplementären Vereinseitigung eines „true‘ interior of the subject“ (Fraser 2003b, S. 28; Fraser 2003a) auf der einen und der Unterwerfung unter übermächtige Herrschaftseffekte auf der anderen Seite. Die Autorinnen nähern sich den komplexen Interdependenzen verschiedener Faktoren an und reflektieren die Plausibilisierungsstrategien im Kontext Ästhetisch-Plastischer Chirurgie unter anderem vor dem Hintergrund des gesellschaftlichen und institutionell bedingten Vorrats an legitimen Sätzen über und legitimen Begründungen für kosmetische Eingriffe (vgl. Gagné und McGaughey 2002; Gimlin 2007, 2010; Jones 2009; Pitts-Taylor 2007, 2009). In einer Metaanalyse der feministischen Debatte resümiert Pitts-Taylor, Kosmetische Chirurgie sei ebenso wie ihre Patientinnen höchst umstritten und „semantically unstable“ (Pitts-Taylor 2009, S. 119–126), weswegen Ärztinnen und Patientinnen gleichermaßen und vor allem *gemeinsam* legitimierende Narrative für ästhetisch-plastische Eingriffe entwerfen (vgl. Gimlin 2010).

Eine etwas andere Perspektive bietet Meredith Jones (2008), die unter Rückgriff auf die Akteur-Netzwerk-Theorie auch Botox oder zeitgenössische Architektur als Akteure in den Blick nimmt. Ihre Analysen erstrecken sich von den obligatorischen Reality-Shows über Makeover Artists bis zur postmodernen Ästhetik im öffentlichen Raum und Kosmetischer Chirurgie als architektonischer Körperperformance (vgl. ebd., S. 31–58). Den umfassenden Rahmen bildet dabei Jones’ Konzept der „makeover culture“ (ebd., S. 11ff.), die sie als Zustand bzw. als Anforderung und Anrufung der permanenten (Selbst-)Verbesserung und Überarbeitung beschreibt (ebd., S. 12).¹⁴ Dieses Konzept werde ich in Kapitel 2.2.3 weiter ausführen und im Verlauf der Arbeit immer wieder aufgreifen.

Insbesondere Jones (2008), Pitts-Taylor (2007), Gimlin (2010) und Fraser (2003a) beschäftigen sich in ihren Analysen verschiedentlich mit der sich wandelnden Rolle Ästhetischer Chirurginnen, sei es im Hinblick auf die Ärztin-Patientinnen-Interaktion als Aushandlung gemeinsamer Narrative (vgl. Gimlin 2010), das ärztliche Verständnis von Selbstbestimmung und die damit einhergehende Konstruktion einer spezifischen Vorstellung ‚guter‘ Patientinnen (vgl. Fraser 2003a, S. 122–152), die Ärztin als wandelnde Selbstreklame (vgl. Jones 2009,

14 Soweit nicht anders vermerkt sind Hervorhebungen in Zitaten den Originalen entnommen.

2008, S. 59–81) oder ihr Auftreten in Makeover-TV-Formaten (vgl. Pitts-Taylor 2007, S. 59–65).

Forschungsbeiträge der deutschsprachigen Geistes- und Sozialwissenschaften

Der Wandel des Verhältnisses zwischen Ärztin und Patientin wird in den Geistes- und Sozialwissenschaften im deutschsprachigen Raum ebenfalls diskutiert, allerdings weitgehend ohne Erwähnung der eben skizzierten Debatten. Im Mittelpunkt steht dabei auch weniger die geschlechtsspezifische Dimension Ästhetisch-Plastischer Chirurgie als mehr das ‚geschlechtslose‘ medizinische Konzept des „informed consent“ (vgl. Dietrich 2006). Vor diesem Hintergrund wird die Ärztin-Patientinnen-Beziehung vor allem im Kontext der Ökonomisierung des Sozialen und der Medizin diskutiert (vgl. Kettner 2006, 2009; Katzenmeier und Bergdolt 2009; Lüttenberg et al. 2011; Maio 2007, 2009; vgl. Kapitel 2.1). Überhaupt fristet die Ästhetisch-Plastische Chirurgie in der deutschsprachigen Debatte eher ein Nischendasein. Das liegt – so meine These – unter anderem daran, dass Ästhetisch-Plastische Chirurgie im deutschsprachigen Raum diskreter und weniger ‚künstlich‘ daherkommt, dass die Praktiken einigen als bereits etabliert gelten (vgl. Schöne-Seifert und Talbot 2009b, S. 9), oder dass es sich – wie Wolfgang van den Daele bemerkt – um ein „technisch eher unspektakuläre[s] Gebiet“ (van den Daele 2005, S. 7) handelt, das auf mehreren Ebenen als ‚oberflächlich‘ wahrgenommen wird. Ästhetisch-plastische Verfahren gelten als Ausdruck vermeintlich trivialer Phänomene wie Schönheit und Eitelkeit (vgl. Fraser 2009a), zugleich erscheinen sie nie als grundsätzlich einschneidend – ob nun in die menschliche Existenz und/oder den Gesellschaftskörper. ‚Schönheitschirurgie‘ bietet keine „Mittel zur genotypischen Ästhetisierung des Menschen“ (Bayertz und Schmidt 2006, S. 45), sondern schneidet nur oberflächlich und stets lediglich als Korrektur, Reaktion und nachträgliche Maßnahme (vgl. ebd.) ins menschliche Fleisch.

Nur vereinzelt wird entsprechend die internationale Debatte aufgegriffen (vgl. Ach 2006; Schöne-Seifert und Talbot 2009a; Villa 2008a), wobei einzig der Sammelband „schön normal!“ von Paula-Irene Villa auch systematisch daran anschließt (vgl. Villa 2008a; Morgan 2008; Davis 2008). Die verschiedenen Beiträge nehmen unter anderem die Legitimationsstrategien von Chirurginnen (vgl. Meili 2008), Praktiken des Schönheitshandelns (vgl. Degele 2008), die Erzählbarkeit des kosmetischen Selbst (vgl. Strick 2008), die produktiven Ambivalenzen der Selbstermächtigung (vgl. Villa 2008c) sowie ‚Schönheitschirurgie‘ als bio-ästhetische Gouvernementalität (vgl. Maasen 2008; vgl. auch Maasen 2005) in den Blick.

Darüber hinaus wird Ästhetisch-Plastische Chirurgie auch diskutiert als Beispiel für neue Formen des Körperwissens (vgl. Viehöver 2011) und medizinische Entgrenzungsprozesse (ebd.; Wehling et al. 2007; Viehöver und Wehling 2011; zu Intimchirurgie und Entgrenzung vgl. Kapitel 2.3.3), die „Vernähung“ der Räume cartesianischer Dualitäten (vgl. Klein 2014), als Infragestellung der „Integrität der menschlichen Natur“ (Bayertz und Schmidt 2006) und als Beispiel für neue Formen der Selbstplausibilisierung von Körpereingriffen unter veränderten medialen Bedingungen (vgl. Wagner 2014).

Auch hier wird mitunter die Frage nach Handlungsmacht und *agency* aufgerollt. So greift beispielsweise Elke Wagner auf die bereits angesprochenen Studien Kathy Davis' zurück, um in einer verkürzten und vereinseitigenden Lesart feministisch-sozialwissenschaftlicher Theorien eine Pappkameradin aufzubauen, gegen deren vermeintlich kulturpessimistische, ideologische Perspektive sie den Begriff der selbstbestimmten „Entscheidung“ neu einführen kann (vgl. Wagner 2014). Dabei gerät ihr aus dem Blick, dass soziologische Perspektiven auf die *kulturellen* Dimensionen Ästhetischer Chirurgie (vgl. Villa 2008c, S. 267) Frauen gerade nicht als handlungsunfähige ‚cultural dopes‘ oder ‚stupid girls‘ entwerfen, sondern vielmehr – ähnlich wie Davis – analytisch auf den „dilemmatischen Zwischenbereich von Chance und Zwang“ (Maasen 2008, S. 114), von „Unterwerfung unter phantasmatische, normative Ideale einerseits und der dadurch gegebenen Existenzmöglichkeit (Intelligibilität) und Handlungsfähigkeit andererseits“ (Villa 2008c, S. 264) verweisen. Von einer solchen Position grenzt sich zunächst auch Willy Viehöver ab (2012), der im Gegensatz zu den Butlerschen und Foucaultschen ‚Transzendentalismen‘ (vgl. ebd., S. 202) nach Möglichkeiten kreativer und *deliberativer* Aneignungen ästhetischer Eingriffe sucht (vgl. ebd., S. 200). Doch gerade Viehöver, der Foucaults Subjekte als „eigentümlich charakterlose Opfer“ (ebd.) beschreibt, kommt letztendlich zu dem Schluss, dass Handlungsmacht heute möglicherweise nur (noch) eine „sozial determinierte Autonomieillusion“ (ebd., S. 223f.) sei – und landet damit wieder am Ausgangspunkt der Debatte.

Stupid girls again? – Forschungsbeiträge zu Intimchirurgie

Als neuer Topos innerhalb dieser zirkulär verlaufenden¹⁵ Diskussion um Handlungsmacht und Struktur taucht schließlich auch die kosmetische Intimchirurgie

15 Wie an den Artikeln Viehövers und Wagners deutlich wird, werden theoretische Positionen, die nach der kulturellen Genese einer spezifischen *Subjektform als* handlungsmächtige und autonome Instanz fragen, immer wieder in die Differenz von Individuum versus Gesellschaft ‚zurückübersetzt‘. Das liegt mitunter daran, dass Subjekt und

auf, die sich Ende der 1990er-Jahre in den USA (vgl. Tiefer 2008) und Mitte der 2000er-Jahre in Deutschland medizinisch-praktisch wie medial-diskursiv ihren Weg bahnt.

In Deutschland hat sich bisher – abgesehen von meinen eigenen Beiträgen (Meßmer 2012, 2013a, 2013b, 2013c, 2015) – vor allem die Psychoanalytikerin Ada Borkenhagen (2008, 2011), unter anderem in Zusammenarbeit mit dem Psychologen Elmar Brähler (Borkenhagen und Brähler 2008a, 2008b; Borkenhagen et al. 2009) und dem Gynäkologen Heribert Kentenich (Borkenhagen et al. 2008; Borkenhagen und Kentenich 2009; Borkenhagen et al. 2009) der Intimchirurgie gewidmet. In verschiedenen Artikeln sowie dem Sammelband zu „Intimmodifikationen“ (Borkenhagen und Brähler 2008a) beschreibt Borkenhagen Intimchirurgie als ambivalente Praktik einer patriarchalen Kultur, die weibliche Erregung kontrollierbar und verfügbar mache (vgl. Borkenhagen 2008, S. 28).

International widmet sich ein Teil der feministisch-sozialwissenschaftlichen Literatur den (prekären) Grenzziehungen zwischen Intimchirurgie und weiblicher Genitalbeschneidung, so beispielsweise in Österreich (Dorneles de Andrade 2010; Jirovsky 2010; Dorneles de Andrade et al. 2008), Schweden (Johnsdotter und Essén 2010), England (Berer 2007, 2010), Kanada (Boddy 2002, Green 2005), Australien (Sullivan 2007) oder Deutschland (Meßmer 2013b). Dabei findet die ethisch-sozialwissenschaftliche Debatte insbesondere in jenen Ländern statt, in denen weibliche Genitalbeschneidung einen eigenen Straftatbestand darstellt oder als solcher eingeführt werden soll,¹⁶ da intimchirurgische Verfahren in den meisten Fällen unter die Definition des gesetzlichen Verbotes fallen (würden). In der kritischen Auseinandersetzung mit der juristischen und politischen Praxis sowie deren medizinischer Umsetzung werden rassistische Grenzziehungen zwischen „European and African female genitals“ (Johnsdotter und Essén 2010, S. 33) reflektiert, vor deren Hintergrund – so meine Analyse in Kapitel 3.4 – die Patientin der Intimchirurgie als ‚Subjekt der Moderne‘ entworfen wird.

Erneut taucht in diesem Zusammenhang die „rhetoric of choice“ (Braun 2009a) auf, die insbesondere Leonore Tiefer (2008) und Virginia Braun (2009b, 2010) im

Individuum (bzw. Akteur) – und im Zuge dessen auch Diskurs und Gesellschaft – oftmals gleichgesetzt oder zumindest nicht ausreichend voneinander abgegrenzt werden (vgl. Nonhoff und Gronau 2012).

16 In Deutschland ist „Genitalverstümmelung“ unter §226a StGB seit 2013 ein eigener Straftatbestand. Doch bereits davor fiel die weibliche Genitalbeschneidung unter den Straftatbestand der Körperverletzung, in die – anders als beispielsweise bei Operationen – auch von erwachsenen, mündigen Personen nicht eingewilligt werden konnte, da der Eingriff nach §228 gegen die guten Sitten verstößt (vgl. Deutscher Bundestag, Drucksache 16/1391, S. 2).

Kontext der weitreichenden Medikalisierung weiblicher Sexualität kritisch diskutieren (vgl. Braun und Tiefer 2011). Braun nimmt dabei in „Selling the ‚Perfect‘ Vulva“ (2009b) auch die Websites von Intimchirurginnen in den Blick, die – so ihr Resümee – über die Unterscheidung ‚richtiger‘ und ‚falscher‘ weiblicher Genitalien „vulval distress and transformation“ (ebd., S. 133) verkaufen. Darin aktualisiert sich ein ‚altes‘ feministisches Thema, dem ich in den Kapiteln 3.1 und 3.3 nachgehen werde: die Pathologisierung des weiblichen Körpers.

Ähnliches beschreiben auch Claire Moran und Christina Lee (2013), die in ihrem Artikel „Selling genital cosmetic surgery to healthy women“ auf der Grundlage einer explorativ angelegten, multimodalen kritischen Diskursanalyse ebenfalls auf Intimchirurgie-Websites als empirisches Material zurückgreifen. Die drei zentralen Topoi ‚pathologising the normal‘, ‚normalising modification‘ und ‚cosmetic surgery is easy‘ (ebd., S. 387f.) decken sich in Teilen mit den Ergebnissen der vorliegenden Arbeit (vgl. auch Meßmer 2012, 2013a, 2013b). Vor allem in der Zusammenschau wird deutlich, wie sehr sich die Plausibilisierungsstrategien in Australien (Moran und Lee 2013), den USA (Braun 2009b), England (ebd.) und Deutschland gleichen.

Ich werde im Verlauf meiner Arbeit immer wieder an die hier besprochenen Forschungsarbeiten, theoretischen Überlegungen und Artikel anschließen, einzelne Aspekte aufgreifen, vertiefen oder verwerfen. Dabei ist die vorliegende Arbeit – wie ich im folgenden Kapitel erläutern werde – geschult an einer diskursanalytischen Perspektive und damit maßgeblich geprägt von einer Foucaultschen Sichtweise auf Subjekte, Körper und deren Bearbeitungsmöglichkeiten. Entsprechend ist mir auch nicht daran gelegen, die Frage nach dem Verhältnis von Handlungsmacht und Struktur erneut aufzuwerfen. Stattdessen werde ich herausarbeiten, wie auf den Websites spezialisierter Ärztinnen, Kliniken, Praxen und Fachgesellschaften die digitalisierten und diskursiven Subjektvorstellungen ‚richtiger‘ Frauen und ‚guter‘ Intimchirurginnen hervorgebracht werden.

1.3 „Das Internet ist für uns alle Neuland“¹⁷ – Methodisch-methodologischer Bezugsrahmen einer Website-Analyse

Im Fokus meiner Arbeit stehen die Homepages von a) Ärztinnen, Kliniken und Praxen, die sich auf Intimchirurgie spezialisiert haben, sowie b) von Netzwerken und Fachgesellschaften, in denen die Anbieterinnen von Intimchirurgie als Mitglieder organisiert sind, z.B. zur gemeinsamen Pressearbeit, zur Entwicklung von Qualitätsstandards oder zur fachlichen Positionierung im Feld. Dabei interessiert mich nicht, was Intimchirurgie ‚wirklich‘ ist oder tut. Vielmehr untersuche ich, wie Websites als multimodale Daten (vgl. Pauwels 2012) vor allem über das komplexe Zusammenspiel „des Sichtbaren und des Sagbaren“ (Foucault 2001, S. 795) Intimchirurgie als Phänomen ebenso hervorbringen und plausibilisieren wie die Subjektpositionen der vertrauenswürdigen Intimchirurgin, der informierten Patientin und der ‚richtigen‘ Frau.

Bevor ich mich diesen inhaltlichen Fragen zuwende, werde ich im Folgenden zunächst skizzieren, mit welchen Herausforderungen eine Analyse von Websites konfrontiert ist (vgl. Kapitel 1.3.1). Daran anschließend werde ich erläutern, wie und warum sich Websites als multimodale Daten in die wissenssoziologische Diskursanalyse einbinden lassen (vgl. Kapitel 1.3.2) und abschließend mein konkretes methodisches Vorgehen umreißen (vgl. Kapitel 1.3.3).

1.3.1 Websites als Daten – Ein Problemaufriss

Websites sind eine reichhaltige Quelle kultureller Daten, die über Form *und* Inhalt, über Grafiken, Bilder, Texte und Links eine Vielzahl kultureller Informationen zur Verfügung stellen (vgl. Pauwels 2012, S. 247). Aus diesem Grund ist es so lohnenswert wie geboten, sie nach der „eingelassenen gesellschaftlichen Bedeutung“ (Reichert und Marth 2004, S. 10) zu befragen. Um einen ersten Zugriff auf Websites als *empirisches* Material zu ermöglichen, habe ich ein (quasi ethnografisches) Protokoll eines Website-Besuches formuliert:

Nachdem ich den Ad-Blocker meines Browsers ausgeschaltet habe, beginne ich meine Recherche mit einer Suche bei Google und gebe *Intimchirurgie* in das Suchfenster ein. Die Ergebnisse erscheinen in zwei Spalten: Eine Hauptspalte mit den Sucher-

17 Bundeskanzlerin Angela Merkel am 19.06.2013 anlässlich einer Pressekonferenz mit US-Präsident Barack Obama.

gebnissen, die rechts von einer Anzeigenspalte mit kommerziellen Werbeangeboten zum gesuchten Thema flankiert ist.¹⁸ Auch die ersten drei Ergebnisse der Hauptspalte werden mir mit einem gelben Button als Werbung angezeigt und verlinken auf Praxen bzw. Kliniken, die Intimchirurgie anbieten. Erst nach diesen Anzeigen und einigen Vorschaubildern zur Google-Bildersuche (deren erster Treffer erstaunlich explizites Bildmaterial einer Schamlippenverkleinerung zeigt), kommen schließlich die weiteren Suchergebnisse mit Links zu Beauty-Portalen, Online-Foren, journalistischen Artikeln, Fachgesellschaften und weiteren Praxen und Kliniken. Ich wähle den ersten Treffer auf der Seite aus, eine der Werbeanzeigen: www.sensualmedics.com/intimchirurgie. Bereits der Name weckt mein Interesse: *sensual medics*. Das hieße übersetzt so etwas wie „sinnliche Medizinerinnen“, doch liegt die Vermutung nahe, dass es sich eher um einen deutsch-englischen Neologismus handelt, der keine ‚richtige‘ Übersetzung erwartet.

Ich klicke den Link an und lande auf einer Website in hellen, cremefarbenen Pastelltönen (vgl. Abbildung 1.1).

Was mir als erstes ins Auge springt und nachhaltig wie ein visuelles Echo im Gedächtnis bleibt, sind zwei großformatige Fotografien, die in einer Art Rahmen nebeneinander angeordnet sind und sich horizontal über die gesamte Seite erstrecken. Sie füllen etwa ein Drittel meines Bildschirms. Noch bevor ich überhaupt Informationen zu Intimchirurgie finden kann, zeigt mir die Website also zwei Fotos eines heterosexuellen Paares – *sie* blonde lange Haare und heller Hauttyp, *er* braune kurze Haare und nuanciert etwas dunkler. Das linke Foto zeigt mir die lächelnden Gesichter des Paares von der Seite und in Nahaufnahme, wie sie einander anschauen. Das rechte Bild ist breiter, der Bildausschnitt ist ebenfalls etwas größer gewählt, doch liegt auch hier der Fokus auf den Gesichtern. Diesmal schauen mich beide direkt an. Wange an Wange und in Umarmung lächelt mir das Paar mit auffallend weißen Zähnen von der Homepage entgegen. In der Mitte des Rahmens und optisch eingebunden in das rechte Bild erscheint ein grauer Schriftzug: *Entdecken*. Und darunter, etwas kleiner: *Schön sein, in jeder Situation. Welche Frau möchte das nicht?*

Erst auf den zweiten Blick fällt mir das Logo auf, das links über den Fotografien angeordnet ist und sich in die formale und farbliche Rahmung der Website einpasst, sie vielleicht vorgibt. Es wird getragen von einem braunen, geschwungenen S, dessen Form sich an verschiedenen Stellen der Website wieder findet, so zum Beispiel

18 Googelt man beispielsweise nach *Universität* ist die Aufteilung eine etwas andere. In meinem Fall erscheint hier in der rechten Spalte zunächst eine Google-Maps-Karte, die Suchergebnisse zu *Universität* im Raum Berlin anzeigt. Darunter befinden sich ein Link (mit Teaser) zum Lemma „Universität“ der Wikipedia und vier Suchergebnisse zur Humboldt-Universität Berlin, zur Universität Bremen, zur Universität Hamburg und zur Universität Leipzig. Diese Auswahl macht nicht nur deutlich, dass sich Aufbau und Ergebnisse der Suchmaschine nach Kriterien wie ‚Werberelevanz‘ unterscheiden können. Es zeigt auch, dass mich Google in Berlin verortet und die Suchergebnisse auch räumlich an meine antizipierten Suchinteressen anpasst. Beides sind Hinweise darauf, dass – wie ich noch besprechen werde – Websites in Interaktion mit ihrer (antizipierten) Betrachterin entstehen.

in der Trennlinie zwischen den beiden Fotografien des Headers oder auch in den abgerundeten Ecken der einzelnen Website-Elemente. Links daneben ist ein kleiner türkisfarbener Fleck, der wie ein farblicher Kontrapunkt funktioniert und dessen Farbschema an anderen Stellen der Website Hervorhebungen, Aufzählungen und Verlinkungen markiert. Der ‚Untertitel‘ im Logo lautet „The Art of Female Aesthetics“ und vermittelt einen ersten Eindruck des auf der Website präsentierten Selbstverständnisses der Praxis.

Unterhalb der Fotos beginnt der nächste Abschnitt. Mittig präsentiert mir die Website einen weiteren Schriftzug, diesmal fettgedruckt und im Türkis des Logos: *Pionier der weiblichen Intimchirurgie*. Darunter in der gleichen Schriftart, aber in einem etwas helleren Farbton: *BUNTE über Prof. Gress*. Links davon wird mir in einer Art Inhaltsverzeichnis das *Behandlungsspektrum* aufgelistet, das mich per Hyperlinks auf die verschiedenen thematischen Unterseiten weiterleitet. Rechts finde ich eine Telefonnummer zur *Terminvereinbarung* und einen Button in Türkis mit der weißen Aufschrift *Infomaterial anfordern*. Erst als ich die Fotografien und den Schriftzug passiert habe, gelange ich zum Text der Seite, der überschrieben ist mit: *Intimchirurgie – neue Kraft und Selbstbewusstsein!*

Mir fällt auf, wie sehr die einzelnen Elemente bis ins Detail aufeinander abgestimmt sind.



Abbildung 1.1 Screenshot der Unterseite zu Intimchirurgie von Sensualmedics (sm/i)

Bereits dieses kurze Protokoll macht deutlich, dass Websites – möchte man sie als empirische Daten nutzen – komplex und ‚sperrig‘ sind. Sie setzen sich aus einer Vielzahl verschiedener visueller und sprachlicher Elemente zusammen, die nicht immer voneinander zu trennen sind. Die Fotografien sind, wie in Abbildung 1.1 zu sehen ist, um Textelemente ergänzt, einzelne Wörter und Sätze wiederum werden durch Farbe und Formatierung visuell hervorgehoben. Der Blick wandert zwischen den verschiedenen visuellen Eyecatchern, die Rezeption ist kaum linear, sondern eher fragmentiert. Für die Analyse der Websites ergeben sich daraus eine Reihe von Fragen: Wo beginnt die Interpretation, was ist die erste Sequenzstelle eines Diskursfragmentes? Die Adresse www.sensualmedics.com/intimchirurgie/? Oder der Seitentitel *Sensualmedics – Die Experten für Intimchirurgie*? Das Logo? Die großformatigen Bilder des Paares? Oder der Fließtext in der Mitte der Seite? Wie geht man mit der verästelten Tiefenstruktur der einzelnen Unterseiten um, die sich links im Menü abzeichnet? Werden Hypertexte überhaupt sequenziell gelesen? Oder zerfällt der Blick und nimmt nur einzelne Fragmente wahr? Eng damit verwoben sind Fragen nach dem Zusammenspiel von Bild und Text, schließlich zeigt sich im Fall digitaler Daten die Fragilität einer solchen Abgrenzung. Was ist Bild? Was ist Text? Auf einer Website bringen (Quell-)Texte Bilder hervor. Bildelemente zeigen Wörter, Texte und Grafiken. Wörter und Texte wiederum setzen sich aus Zeichen zusammen. So ist das Sensualmedics-Logo nicht nur ein Wort, nicht nur der Name einer Praxis, sondern in seiner ästhetischen und formalen Konzeption auch als Bild angelegt. Ebenso der Schriftzug „Pionier der weiblichen Intimchirurgie – BUNTE über Prof. Gress“, der als .png-Datei (*Portable Network Graphics*) in die Seiten eingebunden ist und als *grafische* Darstellung zwischen den Fotografien und dem Informationstext zu Intimchirurgie steht – fast wie ein verbindendes Element. Auch die Auswahl der Farben (kräftiges Türkis und Hellblau), die sich ganz im Sinne eines Corporate Design (vgl. Kapitel 2.2.3) an anderen Stellen der Seite wiederfinden, verweist auf die visuelle Dimension der Schrift. Zudem setzen sich Websites nicht nur aus verschiedenen Grafiken und (Bild-)Elementen zusammen, sondern sind – wie der Screenshot deutlich macht – in ihrer Gesamtheit selbst eine Art Bild, dessen Elemente visuell aufeinander abgestimmt sind.

Mit der bünnenspezifischen Festlegung des Diskursfeldes (vgl. Keller 2006, S. 138) auf Websites bewege ich mich – insbesondere im deutschsprachigen Raum – auf immer noch methodologischem ‚Neuland‘. Websites, Online-Dokumente, virtuelle Kommunikationsformen und digitale Medien finden erst nach und nach ihren Weg in die empirische Sozialforschung – so beispielsweise in der Cyber bzw. Virtual Ethnography (vgl. Domínguez et al. 2007), der Beschäftigung mit digitalen Jugendkulturen (vgl. Hugger 2010), in der Identitätsforschung (vgl. Mi-soch 2004) oder in den Medienwissenschaften (Fraas et al. 2013). Die Spezifika

online-basierter Daten geraten dabei meist nur bruchstückhaft in den Blick. Häufig wurden und werden vor allem Textelemente, wie Chat-Protokolle oder Diskussionen in Kommentarspalten und Online-Foren, als Daten extrahiert und dann überwiegend nach den etablierten Methoden der qualitativen Textinterpretation ausgewertet (vgl. Pauwels 2012, S. 247). Seltener widmen sich Analysen der Frage, wie im Falle von Websites und anderen digitalen Daten bzw. Diskursfragmenten Grafiken, Bild- und Textelemente ineinandergreifen „und sich zu multimodalen Aussageformen verdichten“ (Traue und Schünzel 2014, S. 139). Neben dem bereits in Kapitel 1.2 angesprochenen Artikel von Moran und Lee (2013) finden sich weitere soziologisch und methodisch interessante Beispiele, unter anderem bei Boris Traue und Anja Schünzel, die die „Inszenierung von Körperwissen in ‚Pro Ana‘- und ‚Fat Acceptance‘-Blogs“ (2014) unter dem Aspekt des „visuellen Aktivismus“ in den Blick nehmen. Sowie bei Sabine Maasen und Fritz Böhler (2006), die analysieren, wie das Zusammenspiel von Texten und Bildern auf der Website der Zeppelin-Universität die Hochschule, ihre Mitarbeiterinnen und ihre (potenziellen) Studierenden ko-konstituiert (vgl. ebd., S. 204). Insgesamt jedoch steht die methodologische Auseinandersetzung mit Websites als empirischem Material der qualitativen Sozialforschung – und damit auch der Diskursanalyse – in der Soziologie noch ziemlich am Anfang. Jo Reichertz und Nadine Marth, die bereits 2004 der Frage nachgingen, ob sich die hermeneutische Wissenssoziologie für die Interpretation einer Homepage nutzen lässt, fassen die Schwierigkeiten in der Analyse webbasierter Daten folgendermaßen zusammen:

„Die Rekonstruktion der Bedeutung einer so komplexen Sinnstruktur, wie sie einer Homepage zu Eigen [sic!] ist, stellt die Sozialforschung vor eine Reihe neuer Probleme. Denn ohne Zweifel kann die Auslegung einer Homepage sich nicht darin erschöpfen, mehr oder weniger erprobte und bewährte Verfahren der Text- und Bildinterpretation und deren Methodologie (und Homepages sind eine neue Datensorte) bruchlos anzuwenden. Zu unklar ist nämlich, mit welcher Art von Daten man es überhaupt zu tun hat, wo ihre Ränder sind“ (Reichertz und Marth 2004, S. 8).

Mit Bezug auf Reichertz und Marth lassen sich drei Dimensionen ausmachen, die für die Analyse und Auswertung von Websites relevant sind: Hypertextualität, Flexibilität und Multimodalität. Die methodisch-methodologischen Fragen, die dann in diesem Zusammenhang auftauchen – sei es die Auswahl des Samples, die Suche nach der ersten Sequenzstelle (vgl. ebd., S. 9) oder die passende Auswertungsmethode –, sind als Phänomen für qualitative Sozialforscherinnen zwar nicht unbedingt neu, sondern eher so etwas wie alte Bekannte. Neu ist jedoch der Grad der Komplexität, der sich daraus ergibt, und die Schwierigkeit der Abgrenzung. Im Folgenden möchte ich die damit einhergehenden Herausforderungen skizzieren.

Hypertextualität, Flexibilität und das Problem der Abgrenzung

Eine Website unterscheidet sich von einem „herkömmlichen Dokument auf Papierbasis“¹⁹ (Moes 2000, 2) vor allem darin, dass es sich um eine „in einer *Hypertextstruktur* aufeinander bezogene (verlinkte) Vielfalt von Formen, Texten und Bildern aller Art“ (Reichertz und Marth 2004, S. 10f.; Herv. AKM) handelt. Wir haben es bei der Auswertung entsprechend mit dem Übergang von der Text- zur Hypertextanalyse zu tun. Die Fragen und Probleme, die sich hieraus ergeben, fasst Johannes Moes unter dem „Leitmotiv ‚verschwimmender Abgrenzungen‘“ (Moes 2000, 6) zusammen. Er schreibt:

„Der Hauptunterschied zum herkömmlichen Text, der überhaupt erst die Rede vom Hypertext begründet, liegt in der eigentlichen Idee vom Hypertext als dem einen, in-einander verwobenen Über-Text, in dem die Grenzen der einzelnen Texte verschwinden, begründet. Dieser Vorstellung, wie sie der Hypertext-Pionier Ted NELSON in den Sechzigerjahren im Xanadu-Projekt entwickelte, kann ein einzelnes HTML-Dokument selbstverständlich nicht gerecht werden. Dennoch stellt es einen qualitativen Sprung gegenüber einem Text auf Papier dar, mit nur einem Mausklick von einem Dokument in ein anderes, zu einer anderen Stelle im Text, einer neuen Seite auf der Domain (der gleichen Internetadresse) oder dem Server (auf dem gleichen bereitstellenden Rechner) oder auch ganz woanders im WWW springen zu können. Die grundsätzliche Lesegewohnheit, einen Einzeltext von vorne nach hinten zu lesen (die schon z.B. bei längeren wissenschaftlichen Texten oft aufgebrochen ist, wo zuerst oder lediglich Einleitung und Schluss gelesen werden) wandelt sich möglicherweise grundsätzlich zu einem ‚Hyper-Lesen‘, bei dem es eher um die Erfassung der Struktur eines Textes und seiner Verkoppelung mit anderen geht“ (ebd.).

Forschungspraktisch resultieren daraus zunächst drei Fragen. Erstens, *ob und wie* man die verästelte Tiefenstruktur einer Website selbst als Untersuchungselement in die Analyse mit einbezieht. Daran anschließend ergibt sich als zweite Frage, *welche* der vielen Unterseiten, die oftmals hinter einer Internetadresse stehen, ausgewertet werden sollen. Sowie drittens, was als *Startpunkt* der Analyse und damit die erste Sequenzstelle gewählt wird (vgl. Reichertz und Marth 2004, S. 26). Reichertz und Marth legen für die letzte dieser drei Fragen beispielsweise gut begründet die Startseite fest, doch ist die Grundlage dieser Entscheidung mittlerweile überholt. Spätestens seit Browser und Suchmaschinen durch integrierte Suchleisten und -funktionen miteinander verschränkt sind und professionelle

19 Zwar arbeitet die qualitative Sozialforschung bereits lange nicht mehr einfach mit Dokumenten auf Papierbasis, doch tut sie oftmals noch so, als täte sie das.

Websites mit Landingpages²⁰ arbeiten, sind grundsätzlich all jene Unterseiten als Ausgangspunkt der Analyse denkbar, auf die man, wie im eingangs angeführten Beispiel, von einer Suchmaschine oder einer anderen Internetadresse (weiter-)geleitet wird.²¹

Hier zeigt sich, dass sich die inhaltliche Ebene einer Website nicht von ihrer technischen Ausgestaltung trennen lässt (vgl. Moes 2000, 10). Und so ergibt sich aus der Hypertextualität die weiterführende Frage, wie ein forschungspraktischer Umgang mit Quelltexten aussehen kann. Als digitales Hypertext-Diskursfragment bringt die Website in Form des Quelltextes eine für die Sozialforschung neue Form der Textgattung mit sich, die eine Reihe interessanter und relevanter Metadaten zur Verfügung stellt (vgl. ebd.). Darin finden sich unter anderem weiterführende Hinweise auf das Layout, eingebundene Bilder und deren Benennungen, Formatierungselemente, wie Schriftfamilie, Schriftschnitt, Schriftgröße, Farbcodes oder Überschriften, sowie Keywords, Seitentitel und eine kurze Seitenbeschreibung.²² Als Text unterscheidet sich der Quelltext maßgeblich von anderen Diskursfragmenten, wie sie in der qualitativen Sozialforschung ‚üblicherweise‘ ausgewertet werden. So verweisen beispielsweise die Textelemente des Quelltextes immer auch auf grafische Elemente, bzw. stellen diese über einen Code oder HTML-Befehl so her, dass die Betrachterin beim Öffnen der Seite eine bestimmte grafische Darstellung (zusammengesetzt aus Bild- und Textelementen) zu sehen bekommt.²³ Die Informationen eines Quelltextes sind also zugleich performative wie kommuni-

20 Eine Landingpage ist eine meist suchmaschinen- und zielgruppenoptimierte Seite, auf der man unter anderem durch einen Mausklick in die Ergebnisse einer Suchmaschine landet. Ein Beispiel dafür ist die eingangs beschriebene Website von Sensualmedics.

21 Hinzu kommt ganz aktuell das Problem, dass in Zeiten App-basierter Devices, wie Smartphones oder Tablets, eigenständige Browser zunehmend an Bedeutung verlieren und unter anderem durch sogenannte Instant-Articles und In-App-Browser abgelöst werden.

22 Bei Keywords, Seitentitel und Seitenbeschreibung handelt es sich um Elemente, die vormalig unter anderem der Optimierung für Suchmaschinen dienten, um im World Wide Web möglichst gut auffindbar zu sein (vgl. Davis 2006). Mittlerweile greifen Suchmaschinen jedoch nicht mehr auf den Keywords Meta Tag zurück (vgl. Cutts 2009), und auch die Seitenbeschreibung wird in den Suchergebnissen oftmals durch Snippets, d.h. Ausschnitte der Website, ersetzt, die von den Suchmaschinen selbst erstellt und auf das Suchergebnis abgestimmt werden.

23 Empirische Sozialforschung, die Websites in eine „Bild-Diskurs-Analyse“ (Maasen et al. 2006b) integrieren möchte, muss sich in Zukunft dann vielleicht nicht nur den „Interaktionsverhältnissen von Worten und Bildern“ (ebd., S. 8), sondern möglicherweise auch der Produktion von Bildern durch Worte bzw. Texte und Zeichenfolgen widmen.

kative Daten und richten sich entsprechend an eine menschliche ebenso wie an eine ‚technische Leserschaft‘. Dies gilt jedoch zunehmend nicht mehr nur für den Quelltext, sondern auch für die Texte, wie sie auf der geladenen Website selbst erscheinen. Insbesondere im Fall professionell erstellter Seiten sind diese Texte weitgehend suchmaschinenoptimiert. Für die qualitative Auswertung spielt das insofern eine Rolle, als die Verwendung, Wiederholung oder visuelle Hervorhebung bestimmter Wörter sowohl auf das Verständnis der Leserin als auch auf die Auffindbarkeit durch die Crawler einer Suchmaschine abzielen kann. Eine sequenzielle Analyse des Quelltextes im strikten Sinne ist dann nicht unbedingt sinnvoll, denn im Hinblick auf die Suchmaschinenoptimierung ist nicht von Bedeutung, ob ein bestimmtes Wort am Anfang oder am Ende eines Quelltextes auftaucht, sondern ob es beispielsweise zwischen den Formatierungsbefehlen <title>Title</title> oder <h1>Heading 1</h1> steht.²⁴

Die Grenzziehungsprobleme, die im Umgang mit empirischem Material stets auftauchen und sich im Falle einer Diskursanalyse in erster Linie auf „die kompositorischen Aspekte des Diskursbegriffs“ (Keller 2006, S. 139) beziehen, werden hier also bereits in der Auswahl eines einzelnen Dokumentes relevant. Die Eingrenzung des Untersuchungsgegenstandes, „das Problem der Reduktion und des Zusammenhangs des auszuwertenden Materials und das Problem der Zuordnung von Dokumenten/Praktiken bzw. einzelnen Textinhalten zu Diskursen“ (ebd., S. 139) bezieht sich dann nicht nur auf die Auswahl eines für die Forschungsfrage relevanten Internetauftrittes, sondern auch auf die Auswahl der Unterseiten und den Einbezug des Quelltextes. Hier ist es sinnvoll, entlang des „theoretical sampling“ (Glaser und Strauss 2005, S. 53–83) zu entscheiden, welche Aspekte, Abschnitte, Dateien und Unterseiten im Hinblick auf die Fragestellung relevant sind, in welcher (Text-)Folge sie gelesen und interpretiert werden, inwiefern deren Vernetzungsstruktur ebenfalls in die Auswertung mit einbezogen wird und welche externen Links (zu anderen Internetadressen) Teil des Samples sein sollen (vgl. Moes 2000, 6).²⁵

24 An dieser Stelle könnten weiterführende Studien – beispielsweise aus Perspektive der Akteur-Netzwerk-Theorie – interessant sein, die der Frage nachgehen, welchen Einfluss Mensch-(Such-)Maschine-Interaktionen oder auch Clickbaiting-Strategien auf Text, Bilder und Diskurs nehmen.

25 Zu meiner konkreten Vorgehensweise vgl. Kapitel 1.3.3.

Scripta volant – Flüchtigkeit und Flexibilität

Im Hinblick auf die Frage, *was* in die Analyse mit einbezogen werden soll, ergeben sich aus der Arbeit mit hypertextuellen Daten jedoch noch eine Reihe weiterer Grenzziehungsprobleme:

„[D]ie Analyse von Hypertexten löst gesichert geglaubte Grenzen innerhalb der empirischen Sozialforschung auf. Ein Text lässt sich nicht klar abgrenzen von einem anderen, eine Homepage sich nicht lösen aus ihrem Kontext, unterschieden geglaubte Medien vermischen sich, Textgattungsgrenzen verlaufen, technische Form wird Inhalt, objektive ForscherIn und subjektive Person lassen sich nicht trennen, ein Text ist nichts zeitlich Festes mehr. Vielleicht geht nur eine Sicherheit verloren, die immer schon vorgeblich war“ (Moes 2000, 14).

Die Flüchtigkeit und Flexibilität von Online-Daten zeigt sich unter anderem in der Interaktion der Forscherin mit ihrem Material. Das meint an dieser Stelle deutlich mehr als die bloße Tatsache, dass eine Diskursanalyse immer auch Interpretationsarbeit (vgl. Keller 2005, S. 273f.) und damit abhängig von einer bestimmten Beobachterinnenperspektive ist (vgl. ebd., S. 269). Denn hier wird – ähnlich wie es in der Qualitativen Sozialforschung beispielsweise im Hinblick auf Interviews bereits lange diskutiert wird (vgl. exemplarisch Bogner und Menz 2002; Deppermann 2013) – die Forscherin schon in der Erhebung selbst Teil des Untersuchungsgegenstandes. Denn: Einen Hypertext zu lesen bedeutet, mit ihm zu interagieren. „Es geht um eine Art ‚Heisenbergsche Unschärferelation‘ in der Textanalyse: ein Hypertext ist nicht betrachtbar, ohne als ForscherIn den Gegenstand dabei zu verändern“ (Moes 2000, 11). Die spezifische Beschaffenheit der Website als Diskursfragment führt dazu, dass die Forscherin im Aufrufen ebenso wie im Lesen, Betrachten und Abspeichern der mittlerweile meist responsiv²⁶ gestalteten Seite und abhängig unter anderem von der verwendeten Hardware (zu Beginn MacBook6,1; später MacBook Pro Retina 13“, Ende 2013), dem Betriebssystem (OS X 10.9.2), dem Browser (zu Beginn Safari 7.0.2, später Chrome Version 43.0.2357.65 (64-bit)), den Einstellungen (Cookies zugelassen, Player installiert, Adblock installiert, z.T. deaktiviert) und Ansichtsformen (z.B. Vollbildmodus) sowie der Auswahl der angeklickten Links (deutsche Version der Seite) das Diskursfragment in einer spezifischen Art und Weise hervorbringt.

26 Responsivität bedeutet im Webdesign, dass Websites und Webelemente auf die Voraussetzungen der jeweiligen Endgeräte reagieren und z.B. Darstellung und Bedienung automatisch daran anpassen.

Doch auch unabhängig von der Interaktion mit der jeweiligen Besucherin sind Websites flexible, flüchtige und dynamische Daten. Sie sind „per se *unabgeschlossen*“ (Reichert 2008, S. 22). Je nach ‚Genre‘ werden sie häufig aktualisiert, sei es partiell oder im Ganzen, architektonisch, formal und/oder inhaltlich. So bewarb der eingangs erwähnte Anbieter Sensualmedics den Eingriff der Vaginalverengung zeitweise mit den Worten: „Damit die Stimulation bei der Liebe so intensiv wie möglich ist, kann die Größe der Vagina durch eine Scheidenstraffung auf die Gegebenheiten des Partners abgestimmt werden“ (sm/vv 2012). Eine Formulierung, die sich etwa eineinhalb Jahre später nicht mehr finden lässt, dafür gibt es einen neuen Abschnitt über *Bequeme Ratenzahlung* mit dem Hinweis: „Eine Straffung der Vagina hält in der Regel ein Leben lang. [...] Sehen Sie es als Investition in Ihre persönliche Lebens- und Liebesqualität – und zwar für die nächsten Jahre und Jahrzehnte“ (sm/vv 2014). Während die formale und ästhetische Konzeption dieser Seite bis heute identisch geblieben ist, haben allein während meines Untersuchungszeitraums zwischen 2012 und 2015 mit www.gaerid.de, www.lanuwa.de, www.ae-muc.de, www.dr Schlossberger.de, www.augustabeautyclinic.de bzw. später <http://augusta-beautyclinic.de>, www.intim-op.de insgesamt sechs Websites hinsichtlich Architektur und/oder Design einen kompletten Relaunch erfahren. Wer Homepages analysiert, muss also bereits für die Erhebung einer einzigen Adresse und ihrer Unterseiten einen festen Untersuchungszeitraum eingrenzen und festlegen. Gleichzeitig können inhaltliche ebenso wie formale Veränderungen für die Analyse durchaus relevant sein, weil sie, wie im Fall von Sensualmedics, auf einen Wandel anschlussfähiger Plausibilisierungsstrategien oder, wie im Fall der gesamtüberarbeiteten Websites, auf die Durchsetzung einer spezifischen Ästhetik hinweisen.

Ein Bild ist ein Text ist ein Bild – Multimodalität

In dieser Dimension der Flüchtigkeit und Flexibilität offenbart sich nun die dritte relevante Dimension von Websites: Multimodalität. Bereits in der Analyse von Abbildung 1.1 hat sich gezeigt, dass sich Websites als Daten durch ein komplexes Zusammenspiel von geschriebenem Text, Bildern und Grafiken auszeichnen, die meist als (visuelle) Einheit designt werden (vgl. Kress und van Leeuwen 2006, S. 17). Laut Gunther Kress und Theo van Leeuwen, zwei Pionieren auf dem Gebiet der sozialsemiotischen Theorie, zeichnet sich gerade in Phänomenen wie Websites (aber auch Magazinen, Flyern und anderen Print-Produkten) der jüngste Wandel der ‚westlichen Kultur‘ von Mono- zu Multimodalität ab (ebd.). Das Konzept der Multimodalität berücksichtigt dabei nicht nur, dass sich „eine medienvermittelte Welterfahrung [...] meist im Zusammenspiel mehrerer semiotischer Codesysteme

me“ (Meier 2008, S. 264) konstituiert, sondern auch inwiefern multimodale Daten in der „Kombination unterschiedlicher Zeichenmodalitäten [...] als ganzheitliche Kommunikate zum Einsatz kommen“ (ebd., S. 268). Dabei wird auch Schrift bzw. geschriebener Text als visuelle Kommunikation sichtbar (vgl. Pauwels 2012, S. 250), deren Bedeutung beispielsweise durch Hervorhebungen oder Schriftarten beeinflusst sein kann.²⁷ Das bedeutet schließlich in der Auswertung, auch das „Zusammenspiel von Linien, Farben, Proportionen und Typografie [...] als (Sprach) Design“ (Meier 2008, S. 264) in seiner Bildlichkeit und der damit verbundenen Bedeutungskonstitution des Textes (vgl. ebd.) zu berücksichtigen.

Konkret für die qualitative Analyse von Websites macht dies – in Anschluss an Kress und van Leeuwen – Luc Pauwels (2012) nutzbar. Auch wenn Pauwels das „trendy“ (ebd., S. 250) Konzept der Multimodalität aufgrund seiner Schwammigkeit und uneindeutigen Verwendung kritisch hinterfragt und darauf hinweist, dass sich die (häufigste) Unterscheidung zwischen geschriebenem Text und Bildern (sowie meist unberücksichtigt, aber eigentlich auch: Gesten) streng genommen nur auf „submodes“ (ebd.) bezieht, greift er letztendlich doch darauf zurück, um das Zusammenspiel gerade jener *submodes* zu analysieren:

„But to cut this discussion short, whenever at least two input (senses) or output (medium/device) modes (or sub-modes) are involved, one could speak about multimodality. Multimodal analysis not only takes different modes into account but also has a strong focus on the effects of their interplay“ (ebd.).

Der Begriff der Multimodalität dient Pauwels dabei als Hilfestellung, um gewissermaßen die „Eigensinnigkeit“ (Bohnsack 2007, S. 23)²⁸ der Websites in den Blick zu nehmen: „[T]his method tries to gain insight into the complex paradigmatic choices and signifiers of websites“ (ebd., S. 251). Denn Websites weisen stets eine interessante Doppelaspektivität auf: Sie setzen sich einerseits aus einer Vielzahl von Elementen wie Fotografien, Videos, Texten, Logos und anderen Grafi-

27 Das zeigt sich aktuell auch in der weit verbreiteten Praktik, Zitate und Aphorismen auf Twitter, Facebook oder Instagram nicht einfach als Textnachricht zu teilen, sondern als Bilddatei.

28 So wie Max Imdahl im Anschluss an Erwin Panofskys Ikonologie (1980) die Ikonik („Ikonik zu Eikon wie Logik zu Logos oder Ethik zu Ethos“ (Imdahl 1980, S. 92)) entwirft, als Versuch „eine Erkenntnis in den Blick zu rücken, die ausschließlich dem Medium des Bildes zugehörig und grundsätzlich nur dort zu gewinnen ist“ (Imdahl 1980, S. 97), also die Frage nach der „Eigensinnigkeit des Bildes“ (Bohnsack 2003, S. 253) stellt, greift Pauwels auf den Begriff der Multimodalität zurück, um die Eigensinnigkeit von Websites herauszuarbeiten.

ken zusammen. Andererseits sind sie in dieser Zusammensetzung bzw. in dem vom Browser gerahmten und somit definierten Ausschnitt selbst eine Art Bild. Als Gesamtkomposition werden diese Elemente zusammengehalten, zueinander in Bezug gesetzt und voneinander getrennt durch Ebenen, Linien, Rahmen, Farbschemata, Farbverläufe und durch die Form der Anordnung (vgl. Meier 2008 S. 268f.). Sie weisen also – und hier lohnt sich ein Verweis auf den Kunsthistoriker Max Imdahl – eine „planimetrische Ordnung“ (Imdahl 1995, S. 309) auf. Zugleich wird eine einzelne Seite kaum je als Ganze sichtbar. Sie ist fast immer größer als der Rahmen des Bildausschnittes, den uns Bildschirm und Browser zur Verfügung stellen. Ein Aspekt, dem von verschiedenen Websites auch in unterschiedlicher Form Rechnung getragen wird. So sind manche Websites (wie www.ae-muc.de) dergestalt konzipiert, dass sie – im Ganzen betrachtet – in der Tat wie ein Bild in Gesamtkomposition gerahmt sind und in der Einzelansicht eher fragmentarisch wirken, während die Architektur anderer Seiten, wie beispielsweise www.lanuwa.de, stärker an der Rahmung durch den browserbedingten Bildausschnitt orientiert sind und die Einzelansicht als je eigene Bildkomposition zur Verfügung stellen – was die Gesamtansicht stärker eklektizistisch wirken lässt. In jedem Fall ist die Einzelseite immer beides: Sie ist eine Art Bild *und* zugleich ein gerahmtes *Zusammenspiel* von Bildern, Texten und Hyperlinks, die je eigener Auswertungsmethoden bedürfen, um schließlich das Zusammenspiel aller Elemente zu betrachten.

1.3.2 Wissenssoziologische Diskursanalyse – Ein Forschungsprogramm

Im Folgenden möchte ich nun die offenen Fragen – insbesondere jene der Multimodalität – in meinen Analyserahmen einarbeiten. Das zugrundeliegende Forschungsprogramm der vorliegenden Arbeit ist die wissenssoziologische Diskursanalyse (Keller 2005, 2006, 2007a, b).²⁹ Mein Blick auf die Websites ist dementsprechend geschult an und geprägt von diskursanalytischen Perspektiven, wie sie grundlegend von Michel Foucault entworfen und von Rainer Keller um wissenssoziologische Perspektiven ergänzt und weiterentwickelt wurden (vgl. exemplarisch Keller 2005). Im Anschluss daran verstehe ich Diskurse „als (durch thematische Bezüge oder institutionell) abgrenzbare, situierte, *bedeutungskonstituierende Ereignisse* bzw. *Praktiken* des Sprach- und Zeichengebrauchs durch

29 Eine ähnliche Zusammenführung von wissenssoziologischer Diskursanalyse, Grounded Theory und Multimodalität schlagen aus medienwissenschaftlicher Perspektive auch Claudia Fraas, Stefan Meier, Christian Pentzold und Vivien Sommer vor (2013).

gesellschaftliche Akteure“ (Keller 2007a, S. 62), die – mit Foucault gesprochen – „systematisch die Gegenstände bilden, von denen sie sprechen“ (Foucault 1995, S. 74). Der Diskurs der sozialwissenschaftlichen Diskursanalyse ist dabei nicht ‚einfach da‘, er ist der Analyse „nicht direkt als reale Entität zugänglich“ (Keller 2005, S. 208), sondern Resultat einer Interpretations- und Konstruktionsleistung der forschenden Person.³⁰

Die Textzentrierung der wissenssoziologischen Diskursanalyse

Im Sinne der Diskursanalyse rekonstruiere ich aus der Aggregation einzelner Äußerungen und Diskursfragmente die Aussagen eines Diskurses. Keller unterscheidet hier im Anschluss an Foucault zwischen *Äußerung* als „das konkrete, für sich genommen je einmalige Aussageereignis“ (ebd., S. 235) und *Aussage* als „Ebene des Typischen und Typisierbaren“ (ebd., S. 235f.). Den Zusammenhang zwischen Aussageereignis und Diskurs formuliert die Diskursanalyse dabei „als Dualität von Struktur, d.h. als Aktualisierung, Reproduktion oder Transformation einer Diskursstruktur, die nur in dieser Aktualisierung existiert“ (Keller 2005, S. 192).

Weitgehend unklar bleibt bei Keller allerdings, welche Daten konkret als Aussageereignisse verstanden werden können. Es fehlt – und das ist bereits ein Foucaultsches Problem (vgl. Mayerhauser 2006; Wrana und Langer 2007) – die systematische Verhältnisbestimmung von Diskurs, Sprache und Visualität. Zwar weist Keller darauf hin, dass „audiovisuelle Aussageereignisse“ (Keller 2007a, S. 75) als Daten der Diskursforschung in den Blick genommen werden müssten, doch definiert er Diskurse gleichzeitig als „Formen ‚institutionellen Sprachgebrauchs‘“ (ebd., S. 63) und setzt damit ähnlich wie Foucault Diskursives immer wieder unhinterfragt mit Sprachlichem gleich (vgl. Spivak 2008, S. 39; vgl. exemplarisch Foucault 2001).³¹ Und so „scheinen die Grenzziehungen zwischen den Bereichen des Diskursiven und Nicht-Diskursiven schwammig“ (Mayerhauser 2006, S. 79),³²

30 Wie Sabine Hark im Anschluss an Teresa de Lauretis anmerkt, ist auch jede Dekonstruktion immer Rekonstruktion und kommt nicht umhin in diesem Sinne selbst diskursiv produktiv zu sein (vgl. Hark 2006, S. 369).

31 Dass ausgerechnet Keller als Anhänger des Symbolischen Interaktionismus eine solche Unterscheidung einführt bzw. reaktiviert, ist einigermaßen irritierend. Schließlich beinhalten beispielsweise Face-to-Face-Interaktionen sehr viel mehr als rein sprachliche Elemente (vgl. auch Meier 2011, S. 500; Bohnsack 2003, S. 242f.).

32 Ob die so oft diskutierte Unterscheidung von diskursiven und nicht-diskursiven Praktiken a) überhaupt möglich bzw. sinnvoll ist und worin diese b) genau besteht, ist innerhalb der Diskursforschung generell umstritten: „Wenn von und für Diskursanalytiker(innen) eine Preisfrage ausgesetzt werden würde, dann wäre wohl eine der ersten

wie es Torsten Mayerhauser in einer kritischen Auseinandersetzung mit Michel Foucault und Reiner Keller auf den Punkt bringt.

Dennoch bestimmt gerade das „Beziehungsgeflecht zwischen Worten und Bildern, zwischen den Feldern des Sag- und des Sichtbaren [...] die Arbeiten Foucaults von Anbeginn“ (Maasen et al. 2006b, S. 9). Aus diesem Grund wäre – so die Schlussfolgerung von Sabine Maasen, Torsten Mayerhauser und Cornelia Renggli, der ich mich hier dezidiert anschließe – „das von Foucault inspirierte Forschungsprogramm einer ‚historischen Ontologie unserer selbst‘ (sei es das individuelle Selbst namens Subjekt oder das kollektive Selbst namens Gesellschaft) ohne eine Bild-Diskurs-Analyse unvollständig“ (ebd., S. 9). Wenn man also multimodale Daten wie Websites (aber auch Flyer, Zeitschriften oder Zeitungen) diskursanalytisch als solche in den Blick nehmen und ernst nehmen möchte, kann man Äußerungen und Aussagen gleichermaßen nicht allein auf „sprachliche Materialisierung[en]“ (Keller 2005, S. 234) reduzieren.

Multimodale Weisen der Welterzeugung – Diskursanalyse und Multimodalität

Während die unter Kapitel 1.3.1 angesprochenen Problemstellungen der Hypertextualität und Flexibilität in erster Linie forschungspraktische Fragen aufwerfen, braucht die Dimension der Multimodalität eine methodologische Reflexion. Wie im letzten Abschnitt bereits angedeutet, führen multimodale Daten Visualität als relevante Dimension in die überwiegend sprachzentrierte Diskursanalyse ein. Ich möchte mich und die Leserin an dieser Stelle nicht mit einer langen Aufzählung der Arbeiten zum *iconic turn* (Boehm 2007) oder *pictorial turn* (Mitchell 2007) aufhalten,³³ sondern lediglich skizzieren, wie sich die wissenssoziologische Dis-

zu beantwortenden Fragen, was denn eine ‚nicht-diskursive Praktik‘ sei“ (Wrana und Langer 2007). In dieser Kontroverse laufen vor allem zwei Stränge des wissenschaftlichen Diskurses über Foucault und die Diskurse zusammen, die sich in den Debatten über das Verständnis des Subjektes und die Definition von Dispositiven ebenso finden lassen, wie in der Debatte um sex und gender, wie sie Judith Butler (1991) angestoßen hat: Es handelt sich zusammengefasst also um die Frage nach dem Verhältnis von Sprache, Diskurs und Materialität, wobei die unterschiedlichen Positionen einander entweder „linguistischen Idealismus“ (Bühmann 2005, 10) oder soziologische (Selbst)Missverständnisse (vgl. Bröckling 2002, S. 179) attestieren.

- 33 Für einen Überblick über *iconic vs. pictorial turn* vgl. den Briefwechsel zwischen Gottfried Boehm und William J. Thomas Mitchell in „Bilderfragen. Die Bildwissenschaften im Aufbruch“ (Belting 2007), Bachmann-Medick (2006) sowie Przyborski und Slunecko (2012). Für Auseinandersetzungen mit Visualität in der empirischen So-

kursanalyse um die Dimensionen von Visualität und Multimodalität erweitern lässt.

Ähnlich wie Sprache dienen auch Bilder, Fotografien und Grafiken der intersubjektiven Verständigung (vgl. Bohnsack 2007, S. 24). Bilder sind immer schon Bestandteil des täglichen Lebens, sei es in der bildhaften Sedimentation von Erinnerungen im Gedächtnis (vgl. Bohnsack 2003, S. 243), der intersubjektiven Verständigung durch Mimik und Gestik (vgl. ebd.) oder – ganz aktuell – in den neuen Möglichkeiten der digitalen, semi-öffentlichen Kommunikation via Snapchat und Instagram.³⁴ Bilder repräsentieren die Welt nicht nur, sondern konstituieren sie auch (vgl. ebd., S. 242). Sie konditionieren – wie es Sabine Hark ausdrückt – Sehweisen, sie „prägen Wahrnehmungsmuster, transportieren historische Deutungsweisen und organisieren die ästhetische, aber auch und vielleicht vor allem die ethische Beziehung historischer Subjekte zu ihrer sozialen und politischen Wirklichkeit“ (Hark 2011, S. 54). Sie sind eine Form des Zugangs zur Welt und darin immer auch „Weisen der *Welterzeugung*“, nicht bloß Spiegelungen der Welt“ (Mitchell 2012 in Bezug auf Goodman 2012, S. 13).

Dass multimodale Analysen in dem Versuch, die visuellen Weisen der Welterzeugung erfassen zu können, maßgeblich von der Semiotik beeinflusst sind (vgl. Kress und van Leeuwen 2006; Meier 2008, 2011), ist keineswegs zufällig. Denn es sind Semiotik und Semiologie, die sich mit gesellschaftlichen Zeichen(produktions)prozessen sowie der Beziehung zwischen Zeichen und Bezeichnetem beschäftigen und dabei nicht nur – wie bereits erwähnt (vgl. Kapitel 1.3.1) – Schriftzeichen als visuelle Kommunikation, sondern auch Bilder als Zeichen in den Blick

zialforschung vgl. unter anderem Bohnsack 2003, 2007; Maasen et al. 2006a; Müller-Dohm 1993; Raab 2012; Traue 2013a,b.

34 Interessant ist an dieser Stelle, dass all jene ‚neuen Medien‘, die zunächst auf Text basierten – seien es SMS, Mails oder der Microblogging-Dienst Twitter –, es nach und nach ermöglichten, Bildkommunikation in die Messages einzubauen. Aus schriftzeichenbasierten Emoticons wurden grafische Smileys, die mittlerweile in Smartphone-Tastaturen integriert sind und in ihrer Gestaltung zudem bereits Gegenstand u.a. antirassistischer und antisexistischer Repräsentationspolitiken wurden. Doch neben Smileys und ähnlichen Grafiken werden auch Fotografien und Videos Stück für Stück fester (und integrierter) Bestandteil ehemals textzentrierter Dienste und Plattformen. Gerade in den sozialen Netzwerken und zunehmend auch in Infotainment-Portalen wie BuzzFeed hat sich außerdem eine neue Form der Verständigung *durch* das Bild durchgesetzt, die deutlich macht, wie wichtig offenbar Gestik und Mimik für intersubjektive Verständigung sind: das animierte GIF (media.giphy.com/media/ndZN2NlStLlLO/giphy.gif).

nehmen (vgl. Schade und Wenk 2011, S. 97ff.).³⁵ Um kurz zu umreißen, was dies erstens meint und warum das zweitens für eine Diskursanalyse produktiv sein kann, möchte ich auf das folgende Zitat Stuart Halls zurückgreifen, der sich in seiner kulturwissenschaftlichen Analyse der „television message“ (Hall 1993) mit der Semiotik auseinander setzt:

„The articulation of an arbitrary sign – whether visual or verbal – with the concept of a referent is the product not of nature but of convention, and the conventionalism of discourses requires the intervention, the support, of codes. Thus [Umberto] Eco has argued that iconic signs ‚look like objects in the real world because they reproduce the conditions (that is, the codes) of perception in the viewer‘. These ‚conditions of perception‘ are, however, the result of a highly coded, even if virtually unconscious, set of operations – decodings. This is as true of the photographic or televisual image as it is of any other sign. Iconic signs are, however, particularly vulnerable to being ‚read‘ as natural because visual codes of perception are very widely distributed and because this type of sign is less arbitrary than a linguistic sign: the linguistic sign, ‚cow‘, possesses *none* of the properties of the thing represented, whereas the visual sign appears to possess *some* of those properties“ (ebd., S. 96).

Auch wenn sich Sprachzeichen und Bildzeichen also hinsichtlich ihrer jeweiligen Beziehung zwischen Zeichen und Objekt und deren Wahrnehmung ebenso unterscheiden wie hinsichtlich ihrer spezifischen Bedeutungsproduktion (vgl. Meier 2008, S. 282; Kress und van Leeuwen 2006, S. 19), lassen sich mit Hall Grafiken, Bilder und Fotografien³⁶ doch als genau das verstehen: als Zeichen. Beziehungsweise konkreter: als *konventionelle, codierte Zeichen*, die immer schon Resultat von kommunikativen Mustern, von Regelmäßigkeiten und sedimentierten Konventionen sind (vgl. Meier 2008, S. 278) – ein Aspekt, der in Zeiten digitaler, beispiels-

35 Für eine Einführung in die Auseinandersetzungen der Semiotik und Semiologie in der Frage, als welche Form von Zeichen Bilder zu verstehen sind vgl. Schade und Wenk 2011, S. 65–141.

36 Das fotografische Bild ist Hall (im Anschluss an Eco) zufolge ein ikonisches Zeichen, welches aufgrund seiner Ähnlichkeit mit dem abgebildeten Objekt dazu verleitet, als „das perfekte Analogon“ (Barthes 1990, S. 13), ja sogar als „Botschaft ohne Code“ (ebd.) definiert zu werden – wie es Roland Barthes einst ausdrückte. Gerade diese Beschreibung des Fotos als Botschaft ohne Code wurde und wird in der sozialwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Fotografien immer wieder dankbar (?) zitiert. Abgesehen davon, dass diese Annahme durchaus umstritten war und ist (vgl. Meier 2011, S. 504f.), ist sie spätestens in Zeiten der digitalen Fotografie nicht (mehr) haltbar – denn Produktion ebenso wie Distribution funktionieren über Codierung, schließlich wird nun „zwischen diesem Objekt und dem Bild von ihm ein Relais“ (Barthes 1990, S. 13) angebracht.

weise quelltext- und damit codebasierter Daten noch einmal neu an Bedeutung gewinnt. Doch auch jenseits ihrer digitalen Codierung sind Bilder – und dies zieht sich konsequent durch die vorliegende Arbeit – als visuelle Botschaften davon abhängig, „wovon sich wer auf welche Weise zu welchem Zeitpunkt an welchem Ort (k)ein Bild machen kann“ (Maasen et al. 2006b, S. 8). Sie werden entsprechend durch das Prinzip der Verknappung regiert (ebd.).

Begreift man also Bilder als (regulierte) Zeichen, dann bietet die wissenssoziologische Diskursanalyse trotz oder vielleicht gerade wegen der oben skizzierten Unschärfen zahlreiche Anknüpfungspunkte für visuelle Daten (vgl. auch Traue 2013a; Meier 2011). Denn die Definition diskursiver Praktiken als „Formen der Aussagenproduktion“ (Keller 2007a, S. 64), als „Praktiken des Sprach- bzw. *Zeichengebrauchs*“ (Keller 2005, S. 256; Herv. AKM) und als „typische realisierte Kommunikationsmuster“ (ebd., S. 228) macht es möglich, ein weniger sprachzentriertes Verständnis von Diskursen zu formulieren. Bilder sowie überhaupt visuelle Daten lassen sich dann ihrerseits als Aussageereignisse, als Praktiken des *Zeichengebrauchs* (vgl. Meier 2011, S. 502f.) und damit als diskursive und performative Welterzeuger betrachten (vgl. Hark 2011, S. 54f.), die systematisch die Gegenstände hervorbringen, von denen sie sprechen und die sie *zeigen*.

Ich möchte an dieser Stelle abschließend noch einmal zu den eingangs aufgeworfenen Herausforderungen zurückkehren. Wie ich in Kapitel 1.3.1 ausgeführt habe, weisen Websites als multimodale Daten eine interessante Doppelaspektivität auf: Sie sind einerseits – und dies wird beim Betrachten von Abbildung 1.1 eindrücklich klar – selbst eine Art Bild, sie lassen sich als visuelle Gesamtkomposition verstehen, die – so werde ich in Kapitel 2.2 zeigen – eine spezifische Website-Ästhetik hervorbringen. Doch gerade in diesem kompositorischen Aspekt, dem Zusammenspiel der Linien, Farben, Ebenen, Grafiken, Fotografien und Texte, machen Websites auch deutlich, dass sie ein (gerahmtes und damit wiederum regiertes) Zusammenspiel einzelner Elemente, ja „mehrerer semiotischer Codesysteme“ (Meier 2008, S. 264) sind, die in ihrer je spezifischen Form sowie in ihrem Zusammenspiel Produkt und Produzent gesellschaftlicher Bedeutung sind.

Als neue, aber längst etablierte Form multimodaler Kommunikate lässt sich heute über Websites in Anlehnung an Susan Sontag³⁷ schreiben: Indem sie uns einen visuellen Code lehren, verändern und vergrößern Websites unsere Vorstellung dessen, was es wert ist, betrachtet, geklickt und gelesen zu werden und worauf wir ein Anrecht haben, es zu betrachten, es aufzurufen und zu lesen (vgl. Sontag 2002,

37 In ihrem Essay „Plato’s Cave“, auf den ich mich hier beziehe, setzt sich Sontag in den 1970er-Jahren mit der Frage auseinander, welche ästhetischen und moralischen Probleme die Allgegenwart von Fotografien aufwirft (vgl. Sontag 2002, S. 1).

S. 3). „They are a grammar and, even more importantly, an ethics of seeing“ (ebd.). Erst wenn in der Analyse die einzelnen Diskursfragmente und Website-Elemente als je verschiedene Aussageereignisse sowie als „technisch hergestellte und diskursiv platzierte Artefakte“ (Mayerhauser 2006, S. 85) einzeln und in ihrem Zusammenspiel analytisch aufgegriffen werden, ist eine Diskursanalyse vollständig. Erst dann ist es möglich, die „Verteilungen von (Un-)Sichtbarkeiten, (Un-)Sagbarkeiten, Wahrnehmungsweisen, Subjekt- und Betrachterpositionen“ (ebd.) auch in ihrer Komplexität in den soziologischen Blick zu nehmen.

1.3.3 Soziologische Kodes – Methode und Auswertung

Nach diesen Einblicken in meine methodologische Herangehensweise möchte ich abschließend mein methodisches Vorgehen skizzieren. Der erste forschungspraktische Schritt einer Diskursanalyse ist die thematische, disziplin- bzw. bühnenspezifische und/oder akteursbezogene Festlegung des Wissens- bzw. Diskursfeldes (vgl. Keller 2006, S. 138; Keller 2007a, S. 80f.), an die sich schließlich die „Bestimmung der Untersuchungsgrößen (Praktiken, Inhalte usw.) und deren diskurs-analytisch-methodische Fixierung“ (Keller 2006, S. 138) sowie die Erhebungsverfahren und Auswertungsprozesse anschließen (vgl. ebd.). Das Diskursfeld der vorliegenden Arbeit bilden Websites (*disziplin- bzw. bühnenspezifische Festlegung*), auf denen weibliche Intimchirurgie angeboten, beschrieben und verhandelt wird (*thematische Festlegung*), von in Deutschland ansässigen Anbieterinnen intimchirurgischer Eingriffe, d.h. Ärztinnen, Kliniken, Praxen und Fachgesellschaften (*aktorsbezogene Festlegung*).

Theoretical Sampling

Die qualitative Sozialforschung steht prinzipiell vor der Herausforderung, mit großen Datenmengen umgehen zu müssen (vgl. Keller 2005, S. 275). Dies galt auch für die vorliegende Studie, da die Anzahl der Angebotswebsites zu Intimchirurgie während des Untersuchungszeitraums drastisch zunahm. Die Auswahl der Homepages erfolgte deswegen „*theoretisch sensibel*“ (Glaser und Strauss 2005, S. 54) nach dem Prinzip des „Theoretical Sampling“ (ebd., S. 53–83), d.h. nach den „Kriterien *theoretische Absicht* und *Relevanz*“ (ebd., S. 56). Jene Kriterien wurden im Laufe des Forschungsprozesses als „iterativ-zyklisches Prozessmodell“ (Strübing 2002, S. 339) kontrolliert, gesichert, modifiziert und reflektiert (vgl. ebd.; vgl. Keller 2007a, S. 88).

Als erste Auswahlentscheidung in der Samplestruktur habe ich die Dimension *Spezialisierung* festgelegt und die Seiten www.ae-muc.de (aem) (zur Zeit der ersten Erhebung noch www.sensible-intimchirurgie.de), www.intim-esthetic.de (eni) und www.aesthetix.de (aex) ausgewählt.

Daran anschließend waren in einem zweiten Schritt die beiden Kriterien *mediale Bekanntheit* und *verwendete Operationstechnik* relevant. So wurden die Anbieterinnen Stefan Gress (pc, sm) und Marwan Nuwayhid (la) ausgewählt, weil sie zentrale Akteurinnen im öffentlichen Diskurs über Intimchirurgie sind und seit ca. 2006 über Pressemitteilungen, Videos auf YouTube, Auftritte in Filmdokumentationen und Fernsehsendungen sowie Interviews und Artikel in Lifestylezeitschriften das Thema Intimchirurgie in Deutschland medial vorantreiben. Das Laser Vaginal Rejuvenation Institute Wiesbaden (lvriw) und die Augusta Beauty Clinic (abc) hingegen sind interessant, weil es sich um Franchisenehmerinnen der „Laser Vaginal Rejuvenation“-Methode der international bekannten Intimchirurgie-Koryphäe David Matlock handelt.

In einer dritten Auswahlrunde habe ich mit Katrin Müller (dkm), Michaela Montanari (dm) und Regina Maria Wagner (drw) dezidiert weibliche Chirurginnen in das Sample aufgenommen.

Im vierten Schritt wurden auf der Basis (minimal und maximal) kontrastierender Vergleiche (vgl. Glaser und Strauss 2005, S. 63) die acht Websites www.drschlossberger.de (ds), www.iatrum.de (iat), <http://intimclinic.com> (ic), www.intim-op.de (iop), www.fontana-klinik.de (fk), www.malakoff-klinik.de (fmk), www.nuernbergerklinik.de (nk) und www.koe-aesthetics.de (köä) ausgewählt.

Ergänzt wurde dieses Sample schließlich in einem letzten Schritt um die Seiten der beiden intimchirurgischen Fachgesellschaften DGintim und GAERID, um die in Kapitel 2 besprochene Institutionalisierung besser in den Blick nehmen zu können.

Obwohl die Websites über individualisierende Marketing- und Branding-Narrative funktionieren (vgl. Kapitel 2.2), zeichnete sich textlich wie visuell recht schnell eine theoretische Sättigung ab, die ich regelmäßig durch stichprobenartige Vergleiche mit neu erschienenen Websites überprüfte. Bestätigt wurde diese Sättigung durch die ‚Anpassung‘ der ursprünglich zur Kontrastierung ausgewählten Websites www.drschlossberger.de und www.intim-op.de an das in Kapitel 2.2 analysierte Design.

Da es sich, wie in Kapitel 1.3.1 bereits angesprochen, bei Websites um dynamische Dokumente handelt, die kontinuierlich überarbeitet und aktualisiert werden, wurde jede relevante Unterseite eines Webauftritts per Screenshots³⁸ dokumen-

38 Dabei wurden von jeder Unterseite mehrere Screenshots angefertigt: Einmal wurde mithilfe des Programms *Awesome Screenshot* jede Seite im Gesamten erhoben und

tiert. Damit habe ich unweigerlich für jede Seite einen konkreten Zeitpunkt und damit eine bestimmte Momentaufnahme festgelegt. Veränderungen, die sich nach dieser Erhebung ergeben haben, wurden während des laufenden Auswertungsprozesses in den Jahren 2012 bis 2015 soweit wie möglich und nötig berücksichtigt.³⁹ Zum Zeitpunkt der Veröffentlichung dieser Arbeit werden sich die Websites ebenso wie die dynamisch-kollaborativen Seiten der in Kapitel 2.3 besprochenen Ratingportale bereits wieder geändert haben.

Neben der zeitlichen Festlegung erfolgte auch eine thematische Eingrenzung, d.h. es wurden nicht alle Unterseiten eines ausgewählten Webauftritts analysiert, sondern nur diejenigen, die auch thematisch relevant waren. Das umfasste alle Unterseiten, die sich allgemein mit Intimchirurgie und/oder konkret mit Korrekturen der inneren und/oder äußeren Labien, Vaginalverengungen, G-Punkt-Unterspritzungen und/oder Hymenrekonstruktionen beschäftigen. Ergänzt wurde diese Auswahl im Verlauf des Forschungsprozesses um News-Rubriken, Patientinnenbewertungen und weiterführende Informationen zu Ärztin, Praxis und ‚Philosophie‘. Lediglich die beiden Websites von GAERID und DGIntim wurden im Gesamten analysiert. Hyperlinks, die auf Seiten außerhalb des jeweiligen Webauftritts verlinken, wurden kursorisch und vorwiegend unter Netzwerkaspekten berücksichtigt, d.h. im Hinblick darauf, *wohin* sie die Besucherin verweisen. Allein im Fall des in Kapitel 2.3 besprochenen Arztbewertungsportals www.jameda.de wurden auch die verlinkten Seiten systematisch ausgewertet.

Auswertung

Die Auswertung nach dem Verfahren der Grounded Theory erfolgte mit Unterstützung des Computerprogramms MAXQDA. Interpretationsleitend war dabei die grundlegende Idee der Abstraktion und des In-Beziehung-Setzens verschiedener Kategorien, wie es Anselm Strauss in seinem „Kodierparadigma“ (1998) entwirft. Die Kodierung nach dem Verfahren der Grounded Theory (vgl. Glaser und Strauss 1979, 2005) ermöglicht es, von den verstreuten Aussageereignissen, wie

ein weiteres Mal zerlegt in die Bildausschnitte, wie sie durch den Browser hergestellt und gerahmt werden.

- 39 Um mein Vorgehen an dieser Stelle so transparent wie möglich zu machen, möchte ich hier hinzufügen, dass die ersten Auswertungen zunächst ohne Screenshots entstanden sind. Da die für Kapitel 2.2 so zentrale Seite www.ae-muc.de jedoch während meines Auswertungsprozesses einen Relaunch erfuhr, habe ich mich schließlich für eine Dokumentation und damit auch für die Analyse von Momentaufnahmen entschieden, wie es für Interviews, teilnehmende Beobachtungen und andere Formen der Erhebung qualitativer Daten ebenfalls üblich ist.

sie in einzelnen Diskursfragmenten aktualisiert werden, auf typisierbare Aussagen zu schließen und so die Diskursstruktur zu rekonstruieren (vgl. Keller 2007a, S. 87). Dementsprechend sind – ähnlich wie es auch Keller (vgl. ebd., S. 72ff.) vorschlägt – der Grounded Theory die grundsätzlichen Systematisierungs- und Reflexionsschritte in Form von Theoretical Sampling (vgl. Glaser und Strauss 2005, S. 53–83), der Methode des ständigen Vergleichens (ebd., S. 111–121), dem Verfassen analytischer Memos (vgl. Strauss 1998, S. 151–174) sowie der sequenzanalytischen Auswertung mittels Kodierung entlehnt (vgl. ebd., S. 90–122). Diese Schritte sind disziplin- und theorieübergreifend als basales Handwerkszeug für die Zusammenstellung und Interpretation eines Datenkorpus geeignet (vgl. ebd., S. 50–71), unabhängig davon, um welche Datensorte es sich konkret handelt.

Entsprechend wurden also Fotografien, Bilder, Videos, Grafiken und Textelemente als multimodales Zusammenspiel anhand übergreifender Codes analysiert, die nach den Verfahren des axialen und selektiven Kodierens zueinander in Bezug gesetzt wurden (vgl. ebd., S. 63ff.). Dabei habe ich mich vor allem auf zwei Dimensionen konzentriert: erstens auf die Rekonstruktion von Subjektpositionen als im „Diskurs konstituierte Subjektvorstellungen und Identitätsschablonen für seine möglichen Adressaten“ (Keller 2005, S. 235) und als „Positionierungsvorgaben für Akteure, auf die ein Diskurs Bezug nimmt bzw. über die er spricht“ (ebd.), sowie zweitens auf die für diese Subjektpositionen relevanten Deutungsmuster als „grundlegende bedeutungsgenerierende Schemata, die durch Diskurse verbreitet werden und nahe legen, worum es sich bei einem Phänomen handelt“ (Keller 2005, S. 243; vgl. Kapitel 2.2 und 3.4.2). Wenngleich ich dabei Intimchirurginnen unter anderem auch als *Diskursakteurinnen* in den Blick nehme, stehen im Mittelpunkt meiner Analyse Websites als Weisen der Welterzeugung, die mir als multimodale diskursive Daten über ihre Autorinnen ebenso Rückschlüsse geben wie über ihre Adressatinnen, gesellschaftliche Deutungsmuster und hegemoniale Narrative. Um dies deutlich und nachvollziehbar zu machen, greife ich in der Beschreibung mitunter auf erzähltheoretische Begriffe zurück, da es mir um die „konfigurative[n] Akt[e] der Verknüpfung disparater Zeichen und Aussagen in Gestalt von Erzählungen“ (Keller 2005, S. 251) geht.

Nachdem die Analyse von Websites als multimodalen Daten in der Soziologie und in der qualitativen Sozialforschung bisher nur wenig Beachtung gefunden hat, ist meine Auswertung an verschiedene methodische Vorgehensweisen angelehnt – so unter anderem an die visuelle Wissenssoziologie (Raab 2012) und die visuelle Diskursanalyse (Traue 2013a), vor allem aber an die multimodale Analyse von Gunther Kress und Theo van Leeuwen (2006) sowie daran anschließend an die ebenfalls multimodalen Analyseverfahren von Luc Pauwels (2012) und Stefan Meier (2008, 2011). Darüber hinaus waren mir auch die in den Bildwissenschaf-

ten vielfach zitierten kunstwissenschaftlichen Perspektiven von Erwin Panofsky (1980) und Max Imdahl (1980, 1995) eine wichtige Hilfestellung.

Diese Zusammenstellung ist das Resultat einer beständigen, mitunter anstrengenden Suchbewegung nach geeigneten methodischen Verfahren und Kriterien sowie nach geeigneten verbalen Beschreibungen multimodaler Phänomene. Schließlich muss deren visuelle Simultanität (vgl. Imdahl 1995; Meier 2011, S. 265) und Tiefenstruktur im Rahmen einer schriftlich verfassten Arbeit doch wieder in sprachliche Sequenzialität übersetzt werden, ohne dabei – wie es Bohnsack beschreibt – die „Eigensinnigkeit“ (Bohnsack 2007, S. 23) der einzelnen Diskursfragmente und Datentypen zu vernachlässigen.

Hinweise für die Leserin

Abschließend einige praktische Hinweise für die Leserin dieser Arbeit. Um meine Interpretationsschritte nachvollziehbar zu machen, habe ich pro Kapitel stets ein bis zwei zentrale Beispiele ausgewählt, anhand derer ich meine Analyse entfalte, bevor ich sie in einen Kontext mit den anderen analysierten Websites stelle und an theoretische Konzepte zurückbinde. Sofern ich dabei visuelle Elemente bespreche, sind die relevanten Screenshots als Abbildungen in den Text eingefügt. An den Stellen, die vor allem auf Textinterpretationen abzielen, sind die jeweiligen Textauszüge als Zitate eingebunden. Dabei habe ich auch die Schreibweisen der Originalquellen übernommen und Rechtschreibfehler nicht korrigiert. Ich verzichte darauf, diese jedes Mal mit einem [sic!] kenntlich zu machen.

Die Zitation meines empirischen Materials ist in zweiteiligen Benennungen und Kürzeln angegeben. Der erste Teil bezeichnet jeweils den Webaufttritt, der zweite Teil die jeweilige Unterseite. *aem/slv* steht dann beispielsweise für die Website www.ae-muc.de und die konkrete Unterseite zur *Schamlippenverkleinerung* (vgl. Kapitel 2.2). Dies ist der Kompromiss einer detaillierten und im Textverlauf nachvollziehbaren Benennung des je verwendeten empirischen Materials, ohne den Lesefluss durch lange Hyperlinks zu stören. Die Kürzel können im Abkürzungsverzeichnis nachgelesen werden, die konkreten Verlinkungen befinden sich mit Zeitstempel im Empirieverzeichnis.

Angesichts der zahlreichen Screenshots, der ‚Googlebarkeit‘ der Zitate und der Tatsache, dass es sich hier um Fragmente eines öffentlichen Diskurses handelt, erschien mir eine Anonymisierung der untersuchten Websites und Ärztinnen weder notwendig noch sinnvoll oder pragmatisch.

Überschüssiges Gewebe

Intimchirurgie zwischen Ästhetisierung und
Medikalisierung

Meißner, A.-K.

2017, VII, 286 S. 14 Abb., 9 Abb. in Farbe., Softcover

ISBN: 978-3-658-17053-0